

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Prozess Eulenburg	125
Blomards Cobrestag. Von Theodor Lutz	139
Verse. Von Hans Böhm	140
Die Bannerschwinger. Von Hugo Salus	141
Buß-Abukin. Von Bruno Kästner	142
Die Schauspielerin. Von Felix Salten	150
Eisenbahnpolitik. Von Labou	156

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Erfüllung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geläuber
völlig kostenlos.

9-1 Uhr.

Hamburg. HOTEL ESPLANADE

Am Dammtor-Bahnhof.

Neu eröffnet.

Zimmer mit Bädern.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Gänzlich renoviert

„Agfa“-
Entwickler:

- * Rodinal
- * Eikonogen
- * Metol
- * Amidol
- * Glycin
- * Ortol
- * Pyrosäure
- * Hydrochinon

in Substanz, resp.
in Patronen, resp.
in Lösungen.

Bezug durch die Photohändler.





Berlin, den 25. Juli 1908.

Prozeß Eulenburg.

Genesis.

Wir üben nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Berzeln,
Doch endlich drückt des Joches Schwere
Und abgeschüttelt muß es sein.

Kleist: Die Hermannsschlacht.

Vor sechzehn Jahren hörte ich aus Bismarcks Munde die ersten Urtheile über den Grafen Philipp zu Eulenburg, der 1891, als Nachfolger des Grafen Kuno Ranau, zum Preussischen Gesandten in München ernannt worden war. Im Lauf der nächsten Jahre sprach Bismarck oft über den Mann, der am Tag der Entlassung des ersten Kanzlers, am ernstesten, dunkelsten Tag neuer Reichsgeschichte dem Kaiser Stunden lang seine amüsanten Balladen vorgelesen hatte und der dem Entlassenen der gefährlichste Berather eines jungen, nach Bethätigungsmöglichkeiten ausspähenden Herrn schien. „Als Politiker nicht ernst zu nehmen. Als Diplomat auf wichtigem Posten nicht verwendbar. Aber sehr schicklich, belest, liebenswürdig. Etwas wie ein preussischer Cagliostro. Augen, die mir das beste Frühstück verderben könnten. Werden will er nichts; weder Staatssekretär noch Kanzler. Die Zeitungen wissen da nicht Bescheid. Er denkt: L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux (wie es ja wohl in dem Stück Voltaires heißt, das Napoleon in Erfurt vor dem Parquet von Königen aufführen ließ). Mehr verlangt er nicht. Schwärmer, Spiritist, romantistrender Schönredner im Stil von Radomiz (Water), der so geschickt den Gardetobier der mittelalterlichen Phantastie des Königs machte. Für das dramatische Temperament unseres Kaisers ist die Sorte ganz besonders gefährlich. Wenn er in der Nähe des hohen Herrn

ist, nimmt Eulenburg Adorantenstellungen ein. Meinetwegen ganz aufrichtig. Rühlich ist Anbetung Unsererinem aber nie. Sobald der Kaiser aufblickt, ist er sicher, dieses Auge schwärmerisch auf sich geheftet zu sehen. „Pater ecclesiasticus, auf- und abschwebend“: Faust letzter Akt. Hier ist's kein pater, sondern ein filius. Nicht Phili, sondern: fili. Einer von Denen, die mir das Geschäft störten, aber nie zu fassen waren. Mit allerlei Mystizismus und Spuk hat er sich wohl mehr beschäftigt als mit Politik; im diplomatischen Examen hats gehapert.“ Auch auf das normwidrige Sexualempfinden des Mannes hat, zur Erklärung besonderer Wesensart, Bismarck damals schon hingewiesen. Nicht, wie die Vierte Strafkammer des berliner Landgerichts I auf Grund falscher, wider besseres Wissen beeideter Aussagen angenommen hat, in hitzigen Zorn, sondern in gelassener Ruhe. Nicht wüthend, sondern ironisch; von ganz oben herab. Doch ungemein deutlich. Geheimrath Schweningen hat unter seinem Eid darüber gesagt: „Fürst Otto von Bismarck und sein Sohn Herbert haben das Wirken Eulenburgs, namentlich auf dem Gebiete der Personalien und in der Rolle eines befreundeten unverantwortlichen Rathgebers, für unheilvoll gehalten und wiederholt auch von einer geschlechtlich abnormen Veranlagung Eulenburgs gesprochen, die, verbunden mit einer Reigung ins Mystische, nebelhaft Schwärmerische, ihn nicht zum Vertrauten eines regierenden Fürsten qualifizire.“ Eine höchst drastische Redensart, die Schweningen im Haus Bismarcks oft über Eulenburg gehört und vor dem ihn vernehmenden Richter, Assessor Langes, dem Staatsanwalt Rasch und dem Justizrath Bernstein bekundet hat, ist in das Protokoll nicht aufgenommen worden. (Hier ist zu erwähnen, daß Bismarcks Arzt nicht den geringsten Grund hatte, dem Grafen Philipp persönlich zu grollen. Die Kunst dieses Arztes hatte in Eulenburg früh einen begeisterten Lobredner gefunden. Schon 1884 schrieb er an seinen homosexuellen Freund Fritz von Farenheid-Beynuhnen: „Eine Anleitung für diätarisches Verhalten würde Dir Keiner besser geben können als Dr. Schweningen; der dem Fürsten Bismarck im Lauf eines Jahres sechzig Pfund Körpergewicht entzog und ihn zu einem gesunden Mann machte. Ich bin mit Schweningen gut bekannt und wünsche sehr, daß Du seinen Rath hörtest. Gern übernehme ich die Vermittlung dieser wichtigen Sache.“ Er übernahm sie, nachdem der „geliebte Fritz“ dem „geliebten, theuren Freund“ gedankt und ihn „aufs Innigste umarmt“ hatte. „Mit Professor Schweningen sprach ich lange Deinetwegen in Berlin. Er wird sich freuen, Dir seinen Rath zu geben, und hofft, Dir helfen zu können, wenn Du seine vorgeschriebene Diät befolgst. An dem Kanzler habe ich einen staunenswerthen Erfolg seiner Kur

gesehen.“ Farenheid antwortet: „Also Schweninger für immer!“ Und Beide rühmen nun gemeinsam die Heilkunst des Professors. Mit diesem Arzt, der Philipp Eulenburg und dessen Freunde genau kennt und dem Grafen Runo Moltke durch Heirath verwandt ist, habe ich die ganze Angelegenheit mit all ihren Symptomen und Wirkungen oft bis ins Kleinste durchgesprochen. Das ist durch beidete Aussage erwiesen. Die Vierte Strafkammer hat sich um diese Aussage, die ihr in protokolirtem Wortlaut vorlag, nicht gekümmert und mir vorgeworfen, ich habe in strafbarer Leichtfertigkeit versäumt, Rath und Urtheil eines Arztes zu erbitten. Das gehört zum Bilde des Kammerpieles.)

Besonders bitter wurde Bismarcks Kritik, seit (1894) Eulenburg als Botschafter nach Wien geschickt worden war. Auf diesen schwierigen, nachdem Verzicht auf den russischen Asseluranzvertrag doppelt wichtigen Posten passe er gar nicht; überhaupt nicht auf einen Platz ersten Ranges. Solche Plätze seien nicht nach persönlicher Gunst und Liebhaberei zu befehen. Bei der Auswahl habe wahrscheinlich Herr von Holstein mitgewirkt, dessen Urtheil in schädlichem Maß von Sympathie und Antipathie bestimmbar sei und der gern glaube, seine Instruktion könne auch schwachen Geschäftsträgern, wenn sie nur hübsch gehorsam seien, zu Erfolgen verhelfen. Nach Wien gehöre ein erfahrener, nüchterner Mann, der das zu reichlicher Repräsentation nöthige Geld und eine dem österreichischen Hochadel imponirende Frau habe, den dem alten Kaiser bequemen trockenen Ton treffe, sich vor phantastischen Sprüngen hüte und jedes Tachtelmechtel mit Alldeutschen oder Czechen, Polen oder Magyaren, mit allen Förderern einer deutschen Expansion ins Böhmisches oder Türkische ängstlich meide. Mit seiner töle de linolle, seiner komoediantischen Sucht, durch „Einfälle“ an der maßgebenden Stelle Applaus zu finden, sei Philipp Eulenburg dort eine stete Gefahr. Geringes Vermögen; eine Frau ohne Salontalente; keine Ausdauer zu einformiger Arbeit, der aller Reiz der Emotion und Sensation fehlt; und, als dem Kreis des Mystikers Rudolf Liechtenstein Angehöriger, Katholiken und Rationalisten ein Aergerniß. Man müsse schon froh sein, wenns nicht wieder üble Nachrede von der Art der aus Oldenburg, München, Stuttgart gehörten gebe. „Unter den Kinaeden sollen ja ganz gute Geldherren gewesen sein; gute Diplomaten habe ich in der Sorte noch nicht gefunden. Und ich kenne sie schon aus der Zeit, wo ich unter Brauchitsch als Auskultator beim Kriminalgericht gegen solche Leute eine Untersuchung zu führen hatte.“ („Die Verzweigungen dieser Gesellschaft reichen bis in hohe Kreise hinauf. Es wurde dem Einfluß des Fürsten Wittgenstein zugeschrieben, daß die Akten von dem Justizministerium eingefordert und, wenigstens während meiner

Thätigkeit an dem Kriminalgericht, nicht zurückgegeben wurden.“ Gedanken und Erinnerungen. ‘Ob der Bunsch Wittgensteins hierbei wirksamer war als die Furcht, den Prinzen Heinrich, den Sohn Friedrich Wilhelms des Zweiten, zu kompromittiren, oder ob Wittgenstein den Prinzen, den er vom Krieg her kannte, schützen wollte, ist heute nicht mehr festzustellen.) Gegen Philipps Ernennung zum Generalintendanten der Königlichen Schauspiele, die vor und während der Amtsthätigkeit des Grafen Hochberg in Frage kam, hätte Bismarck nichts einzuwenden gehabt; für eine Boltschaft fand er ihn unzulänglich. Und ich war so leichtfertig, dem vor meinem Ohr oft in kühlem Ton wiederholten Urtheil zu glauben. Ich las Einiges von den Skaldenjängen, Märchen, Erzählungen des Grafen; auch ein Drama. Durchschnittsdilettantenwaare. Nicht einmal sprachlich über das Duzendmaß hinausreichend. Ein peinlicher Gedanke, daß diese Kost dem regen Geist des jungen Kaisers kredenzt werde; daß er bei ihr in der Schicksalsstunde, die ihn von dem Reichshöpfer trennte, Trost gesucht habe; daß die Kunstauffassung des Farenheidzögling, den ein nachgemachtes Medicäerflorenz das Ziel artistischer Kulturwünsche dünkte, dem mächtigsten Deutschen das starke moderne Schaffen verleihe. Restaurirte Burgen, Puppenalleen, deren Glanzpunkte den schlechten Verninistil geistlos wiederholen, Brunkceremonien, Aegirmusik, politisch-religiöse Allegorien, Wikinger mit den Gestalten eines Hadrian und Antinous nachgestümpertem Empfindungsleben, bunter Opernplunder auf Marktplätzen und Schaugerüsten: Das ist philischer Geschmack; der Geschmack Eines, der vom Scheitel bis zur Sohle ein Theatermensch ist und, ehe noch ein kleiner Kollege ihm aus der Gerichtsklemme zu helfen suchte, der Hoffschauspieler genannt ward. Mußte so auch der Geschmack des gekrönten Soldaten und Seemannes bleiben, der auf anderem Gebiet begierig nach dem Modernsten griff? Philipp Eulenburg war der erste nach Artistenstimmung langende Mensch, der dem im Heim der Makartbouquets, der Talmirenaissance, der Kunstverkündungen der Werner, Hertel, Seckendorff erwachsenen Prinzen Wilhelm näher trat: und die frühesten Eindrücke sind aus einer empfänglichen Seele niemals leicht wegzuharken.

In das Jahr 1894 fiel der Feldzug des Hannoveraners Polstorff (Redakteurs am Kladderadatsch) gegen die Trias Eulenburg-Holstein-Riderlen, der den Namen des unschuldigen Ceremonienmeisters Lebrecht von Kope umzüngelnde Hoffskandal und die Entlassung des zweiten Kanzlers. Herr von Holstein wollte schießen, fand in Herbert und Hendel aber nicht die gesuchten Instigatoren; Herr von Riderlen schoß; Graf Eulenburg, der Hauptangeklagte, rührte sich nicht: er wurde von der berliner Sittenpolizei schon damals

den Männerfreunden zugezählt und mußte das Licht scheuen. Die an dem Brieffandal Schuldigen sind öffentlich nie genannt worden; die Thatfache, daß die Niedertracht sich gegen die schöne Frau eines homosexuellen Hofherrn richtete, konnte auf die Spur helfen. Am Sturz Caprivis hat Philli, wie Jeder weiß, mitgewirkt. Daß er ein paar Monate vorher über die Möglichkeit dieses Sturzes laut gestöhnt und den General von Hahnke als Caprivis tückischen Todfeind verdächtigt hatte, sieht ihm ganz ähnlich. Blieb das Auswärtige Amt. Herr von Marschall, der in den Personalien der willfährige Erfüller liebenberger Wünsche gewesen war, schien ein Bißchen verbraucht und schon durch seine Vorbildung und die immer präsente Zungenfertigkeit für das Innere (wo Boetticher nun doch locker wurde) besser geeignet als für das Internationale. Wer sollte dahin? Herr von Holstein dachte an Eulenburg (welches Unheil dieses Planes Gelingen heraufbeschworen hätte, hat er gewiß längst eingesehen). Der wollte nicht. Wollte lieber der unsichtbare, unfahbare Freund des höchstey Herrn bleiben; und bat in Karlsruhe Eblodwig Hohenlohe, Holstein von diesem Gedanken abzubringen. Seitdem hatte Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein schlechte Zeit. Erwähnte sich von heimlich durchs Dunkel schleichen den Feinden bedroht, von Polizeagenten umlauert; und die ihm ergebene Presse warnte täglich vor einer in der Finsterniß thronenden „Rebenregierung“, die den Verantwortlichen den Weg zu Erfolgen sperre. Wo die Häupter dieser unheiligen Schaar zu suchen seien, lehrte der Ertrag der landgerichtlichen Hauptverhandlungen gegen den Journalisten Leckert, den Polizeagenten von Lüchow, den Kriminalkommissar von Tausch. Der Kommissar sagte als beeideter Zeuge, er sei in der Sache Polstorff dem Grafen Philipp Eulenburg behilflich gewesen, der ihm, zum Dank dafür, in Wien den Orden der Eisernen Krone erwirkt und gebeten habe, Alles, was den Botschafter interessieren könne, brieflich zu melden. Als Angeklagter hat er hinzugefügt, ein Schutzmann seiner Abtheilung habe den Grafen Philipp oft besucht und Mittheilungen hin und her getragen. (Dieser Schutzmann hieß Gustav Steinhauer. Graf Eulenburg hatte ihn als Matrosen auf der „Hohenzollern“ kennen gelernt und als Diener an den ihm aus der münchener Zeit als homosexuell bekannten Freiherrn von Wendelstadt empfohlen. Wendelstadt hat ihn auf Reisen mitgenommen und ihm später viele Briefe geschrieben, in denen er ihn als „lieben Gustav“ ansprach; nach der Beschlagnahme stellte der Untersuchungsrichter fest, daß von einem dieser Briefe der Theil des Papiers, der die Anrede enthielt, weggeschnitten war. Auch Eulenburg hat mit dem Matrosen, Diener, Schutzmann Briefe gewechselt, ihn besucht und empfangen. Aus dem Schutz-

mann, denwohl nicht der Zufall gerade in die Abtheilung Tausch, des Bayern, gebracht hatte, wurde sehr schnell ein Polizeikommissar, der zuerst in Aachen, dann in Potsdam Verwendung fand, in Liebenberg, wenn der Kaiser zu Besuch kam, den Ueberwachungsdienst vorbereitete und leitete und jetzt auch vom Admiralstab beschäftigt wird. Auf meine Vorladung zum landgerichtlichen Termin in der Strafsache Noltke wider Harden hat Herr Steinhauer geantwortet, er müsse dienstlich verreisen; dieser Anzeige folgten die Sätze: „Ich stehe zu dem Prozeß in keinerlei Verbindung und ist es mir unerfindlich, warum ich geladen worden bin. Die Genehmigung meiner vorgeordneten Behörde zur Abgabe einer Aussage würde mir bestimmungsgemäß nur ertheilt werden, wenn ich über die auszusagenden Punkte vorher unterrichtet würde.“ Noch auffälliger als der Stil ist die Reugier des Kommissars, der ruhig meine Fragen abwarten und dann prüfen konnte, ob die Dienstpflicht die Antwort erlaube. Als Fürst Eulenburg unter seinem Eide die „Schmutzereien“ geleugnet hatte, erklärte Herr Steinhauer sich bereit, der Ladung zu folgen; wurde aber nicht vernommen. Auch nicht vor dem Schwurgericht, dem ich acht Gegenzeugen genannt hatte.) Der Polizeiaгент Lühow sagte aus, Tausch habe bei ihm Berichte bestellt, die an Eulenburg gingen und deren Inhalt der Botschafter dann in persönlichen Briefen dem Kaiser übermittelte. Graf Philipp wurde in beiden Prozessen beeidet und gehört; seine Aussagen sind noch heute interessant.

Dezember 1896:

„Ich habe absolut keine Beziehungen zu Herrn von Tausch gehabt als ganz äußerliche, gesellschaftliche bei der Begegnung im dienstlichen Leben. Ich habe ihm nur einmal geschrieben; in freundlicher Weise für eine Aufmerksamkeit gedankt und gesagt, daß er mich vielleicht in Berlin sprechen könne. Schon damals hatte ich nicht die Absicht, Herrn von Tausch zu empfangen, trotzdem er mir ‚interessante Mittheilungen‘ versprach; weil interessante Mittheilungen eines Polizeikommissars für mich uninteressant sind, wenn sie mich nicht angehen.“

Mai 1897:

„Ich halte es durchaus nicht für unwahrscheinlich, daß ich Herrn von Tausch aufgefordert habe, mir zu schreiben; denn ich habe mit ihm vertraulich verkehrt. Für den Kaiser hat ein Kriminalkommissar ja ein gewisses Interesse. Man denkt sich, daß er alle Geheimnisse der Erde kennt. Deshalb ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß ich ihm einmal gesagt habe: Wenn Sie Interessantes haben, theilen Sie es mir mit! Das kann sich aber wohl nur auf das Interessante bezogen haben, was damals unser Leben mit sich brachte; die Reize Seiner Majestät des Kaisers und so weiter.“

Vor deutschen Gerichten lautet die Eidesformel: „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde. So wahr mir Gott helfe!“ Welche Aussage Eulenburgs war objektiv richtig? Die zweite hörte der Kriminalkommissar vom Munde des Angeklagten aus; er hatte nichts Amtliches mehr zu

verlieren und konnte in der Verzweiflung nach gefährlichen Mitteln greifen. Im Dezember 1896 hatte der bedrängte, gebrochene Mann mich aufgesucht, weinend seiner Unschuld versichert und den Ursprung des ihn umpfauhenden Verdachtes erzählt. Ein Mächtiger mochte ihn verpflichtet haben, Herrn von Marschall auf den Preßdienst zu passen; der Agentenbericht, der dem Staatssekretär eine den Oberhofmarschall Grafen August Eulenburg beleidigende Notiz zuschrieb, mußte den Gönner interessieren. Zwei Tage nach seinem Besuch wurde Tausch verhaftet und des Meineides beschuldigt. Nach seiner Freisprechung kam er wieder zu mir. Er hat mir Briefe von der Hand Walderssees und Philis gezeigt; der Botschafter spendete ihm darin die Anrede: „Mein lieber Herr von Tausch!“ Den Erzählungen entnahm ich, daß es zwischen den beiden Brieffschreibern Beziehungen gab (wie Bismarck immer vermuthet hatte); daß der Kommissar auch von dem Flügeladjutanten Grafen Runo Moltke empfangen worden war; und daß Eulenburg mit Madais homosexuellem Nachfolger gut gestanden habe; unter dem neuen Polizeipräsidenten sei er schon beobachtet, seien über ihn umlaufende Gerüchte notirt, Thatsachen, die zum Einschreiten zwingen konnten, aber nicht festgestellt worden.

Das war im Sommer 1897. Nach dem Prozeß hatte der Botschafter über Gicht und Neuralgie geklagt und den Freunden von der Absicht gesprochen, den Widrigkeiten des politischen Lebens bald zu entfliehen. Erholte sich aber und blieb. Im Herbst mußte Herr von Marschall, der ihm so lästige Zeugenpflicht aufgebürdet hatte, Herrn von Bülow weichen, der unter Hohenlohe mit ihm in Paris Sekretär gewesen war. Um die selbe Zeit bewies Wilhelms Magyarenverherrlichung (die den Kroaten Prinz zu Arpads Söhnen zählte, in der Hofburg verstimmt und die Schwierigkeit austro-ungarischen Rechtsausgleiches mehrte), wie ungenügend der Botschafter den Kaiser informire. Das schadete ihm nicht. Auch nicht, daß er mit Kasimir Badeni zu weit gegangen war und bei mancherlei Anlässen ins Gerede kam: durch die Rolle, die er im molitischen Ehezwist spielte, und durch seine Neigung ins Offultistische; durch den auffallend freundschaftlichen Verkehr mit seinem Sekretär Ristler und durch das Legat, das ihm, dem Vertreter einer fremden Großmacht, Nathi Rothschild hinterließ. Nichts. (Der währet ewiglich, meinte Bismarck, der nicht immer fromm sprach, noch im letzten Lebensjahr, und nannte ihn den von Schillers Weisem gesuchten ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.) Am ersten Januar 1900 wurde er Fürst, am siebenundzwanzigsten Erblisches Mitglied des Herrenhauses. Als noch nicht Dreiundfünfzigjähriger; ohne je politisch Nützlichés geleistet zu haben. Der erste Kanzler ist nach drei Kriegen,

drei Siegen (1871) Fürst und als Einundsechzigjähriger (im Sommer 1876) Erbliches Mitglied des Herrenhauses geworden. Altes und neues Preußen. Das war die Gipfelhöhe philisischen Glückes. Im neuen Jahrhundert ging es bergab. Verfeindung mit den Herren von Holstein und von Riederlen. Im Lenz 1901 muß der Bruder des Fürsten, Graf Friedrich Botho, aus der Armee scheiden, weil seine Homosexualität ihn in arge Händel gebracht hat; zugleich mit ihm gehen, der selben Roth gehorchend, Graf Fritz Hohenau, ein Sohn des Prinzen Albrecht aus dessen zweiter, morganatischer Ehe mit Rosalie von Rauch, und der Prinz eines herzoglichen Hauses. Schon wird auf die Brüder der Geächteten als auf nicht minder Belastete gewiesen. Im letzten Monat schreibt Richard Dohna-Schlobitten (der am selben Tag wie Philipp in den Fürstenstand erhoben und auf einer Hofjagd in Liebenberg von dem ungeschickten Günstling Ristler verwundet worden war) als Rächer Hochbergs und Piersons den Brief, der mit der Anrede „Geehrter Fili!“ beginnt, ohne die winzigste Höflichkeitssloskel schließt und die Sätze enthält: „Du bist ganz einfach so verlogen, daß es mir schwer auf das Gewissen fallen muß, einen solchen Kerl in die Gesellschaft unseres geliebten Allergnädigsten Kaisers, Königs und Herrn gebracht zu haben. Wie soll denn dieser groß und vornehm, vor Allem aber durchaus gerecht denkende Monarch von uns denken, wenn das Alles einmal bekannt wird? Und daß Dies geschieht, wenn Volko mit seinem Pierson die Generalintendantur auf Seiner Majestät Befehl verlassen müssen, dafür garantire ich Dir. Es sind nur Deine innigen Beziehungen zu Eberhard und die alte, bis jetzt ungetrübte Freundschaft unserer Familien, welche mich vermocht haben, in dieser traurigen Sache noch einmal an Dich zu schreiben. Hoffentlich bist Du mir für diesen Entschluß dankbar. Ich kann nun einmal aus meinem Herzen keine Mördergrube machen.“ In dem selben Brief wird festgestellt, daß Graf Hülsen-Haeseler, der wegen seiner urberlinischen Verbtheit von Philii seit den wienner Militärattachétagen so oft bespöttelt ward, eine Angabe des Botschafters als Lüge erwiesen habe. Es ist nicht der einzige Brief dieser Art, den Eulenburg bekommen hat; nicht der schlimmste. Nach dem Empfang wurde er stets pünktlich krank. Diesmal half das Mittelchen nicht: er mußte, da ihm mit Strafantrag und Immediatbericht an den Kaiser gedroht ward, dem Geheimrath Pierson demüthig abbitten. Vielleicht sicherte Etwas durch und gab ihm den Rest. Vielleicht schienen seine Berichte, die einem Kenner das Wort „Operettenpolitik“ in die Feder drängten, mit ihren hastig wechselnden Abenteuerplänen nachgerade doch gar zu abenteuerlich. Er flüht zum Erbarmen über Arterienverkalkung, mimte den Sterbenden und schlich nach Liebenberg.

A. D. Zu rechter Zeit. Den Kruppfsandal, der bald danach begann, hätte er im Bannkreis der wiener Spottsucht nicht überlebt. Damals sagte ich hier: „Der Urning ist nach moderner Auffassung nicht ein Eheloser, sondern ein Kranker; wäre es anders, dann müßten viele Diplomaten, Höflinge, gekrönte Herren sogar ihre Häupter in Schande betten.“ Sagte auch: „Im ‚Vorwärts‘ wurde die Legende der Grotta Azzurra (die widernatürlichen Geschlechtsakte, deren sich Krupp auf Capri schuldig gemacht haben sollte) ausführlich erzählt. Warum? Krupp war ein Großkapitalist, aber das Muster eines guten Arbeitgebers; und angeborene oder erworbene Homosexualität hätte seinen persönlichen Werth nicht gemindert. Wäre er beschuldigt worden, seine Unternehmerrmacht geschlechtlich mißbraucht zu haben, oder hätte er je den Chor der Keuschen geführt, dann wäre die Veröffentlichung in einem Proletarierblatt leicht zu begreifen gewesen; dann mußte der Krage die Schelle angehängt werden. So aber warz im schlimmsten Fall nach heute noch herrschendem Sittendogma eine Familienschande, die der politische Gegner nicht auf den Markt zerren durfte. Doch der Redakteur des ‚Vorwärts‘ ist angeklagt. Der gute Glaube wird ihm, der an einen Wahrheitbeweis gewiß nicht mehr denkt, nicht zu bestreiten sein; und es ist unanständig, einen Angeklagten zu schelten. Das Vernünftigste wäre, nach einer offenen, reinigen Erklärung das Verfahren einzustellen.“ (Das zu bewirken, wurde ich damals von vier Prominenten der Sozialdemokratischen Partei mit dringendem Eifer gebeten; habe es, ohne daß eine Erklärung nöthig ward, erreicht, von den Vierem überschwingende Dankreden gehört; und werde seitdem in der rothen Presse noch unflätiger geschimpft als vorher.) Diese Sätze, die allerlei Gentlemen nach ihrem Augenblicksbedürfniß flott umlogen, sollten meinen Thaten aus späterer Zeit schroff widersprechen. Hundertmal ist gedruckt worden. Ist es darum auch wahr? Nein; wider besseres Wissen erfunden oder leichtfertig nachgeschwätzt, ohne die Artikel, um die es sich handelt, vorher wenigstens zu lesen. Ich hätte das gute Recht jedes Menschen, sogar jedes Marxisten gehabt, in fünf Jahren eine Meinung zu ändern. Habe es im Urtheil über die Homosexualität aber nicht gethan. Niemals freiwillig die Geschlechts-handlung eines Menschen ans Licht gebracht. Trotzdem ist seit Jahren ein ungeheures, ungefuchtes Material aus hoher und höchster Urningschicht bei mir gehäuft hat und mit den Einzelheiten, psychologisch und pathologisch werthvollen, ganze Bände zu füllen wären. Erst in diesem Jahr 1908 habe ich die fürchterliche Verbreitung des Kinaedenihumes kennen gelernt und, wie der Referendar Bismarck, „die gleichmaßende Wirkung des gemeinschaftlichen Betreibens des

Verbotenen durch alle Stände hindurch" deutlich empfunden: vor den Haufen der Drohbriefe aus nahen und fernen Städten (sie schrecken mich nicht; mein Revolver ist gut und ich habe dafür gesorgt, daß am Tag nach einem gelungenen Ueberfall alle Beweismittel veröffentlicht werden); vor den Zeichen einer Kameradschaft, die stärker ist als die der Ordensbrüder und Maurer, fester hält und über die Wälle des Glaubens, der Staaten und Klassen hinweg ein Band schlingt, die einander Fernsten, Fremdesten zu Schutz und Trutz in Brüderlichkeit vereint. Ueberall sitzen Männer aus dieser Sippe: an Höfen, in Armee und Marine auf hohen Posten, in Ateliers, in den Redaktionen großer Zeitungen, auf den Stühlen der Händler und Lehrer, der Richter sogar. Alle verbünden sich gegen den gemeinsamen Feind. Viele blicken auf den Normalen schon wie auf ein niederes Wesen von unzulänglicher Differenzierung herab. Tausende fühlen es wie Schmach und Rassengefahr; dürfen sich aber nicht regen, weil sie Einen in der Familie haben und „Rücksicht nehmen müssen". Das hatte ich nicht gewußt. Seit ich weiß, bin ich nicht mehr so duldsam gegen das endemisch gewordene Uebel, das die Pariser schon vor zehn Jahren *le vice allemand* zu nennen wagten. Habe es als eine Landplage erkannt. Noch aber kann ich die Sätze wiederholen, die ich vor einem Jahr schrieb: „Kranke soll man nicht strafen (die romanischen Gesetze thun es nur, wenn *outrage public à la pudeur* festgestellt ist); aber dafür sorgen, daß die Dienstgewalt nicht zu Sexualzwecken mißbraucht, Knaben, Jünglingen, zu Gehorsam verpflichteten Männern nicht zugemuthet werden darf, von Geschlechtsgegnossen beischlafähnliche Handlungen hinzunehmen. Die Sache ist ernst. Mein Gefühl sträubt sich gegen die Vorstellung der „Urningliebe". Mein Verstand muß zugeben, daß Menschen von starkem Sittlichkeitsgefühl zu dieser Varietät gehörten. (Manche freilich auch, die, weil sie von Jugend auf Etwas zu verbergen hatten, von Jahr zu Jahr unwahrhaftiger wurden und schließlich, neben anderen Weibermerkmalen, auch die hysterischer Verlogenheit annahmen.) Soll man diese Menschen ächten? Das wäre unvernünftig und grausam. Darf man ihre öffentliche Propaganda dulden? Das wäre dumm und antisozial. Sie sind untüchtiger, doch nicht weniger ehrenhaft als wir Normalen. Die Geschlechtshandlung ist der privateste Akt. Nur wenn sie ein nationales oder soziales Recht antastet, darf der Fremde sie entschleiern. War sie das Ergebnis freier Uebereinkunft, die wohlthätig wirkende Rechtsgüter respektirt, so ist sie öffentlich hörbarem Urtheil entrückt. Ist auch das Geschlechtsempfinden, das alles menschliche Wollen färbt? Ich glaube: Nein. Wenn uns ein großer misogyner Künstler lebte, dessen Bildwerk den

Leib des Weibes ausschöpfe: wäre eine ausschöpfende Charakteristik seines Schaffens ohne Erwähnung seines sexualphysiischen Zustandes möglich? Wer ohne Fug eine Geschlechtshandlung ans Licht zerzt, ist ein Schwein oder ein Denunziant. Wer ohne Sittenrichterhochmuth, ohne den Schuhmann oder die Heuchelgendarmen herbeizuwinken, als Politiker oder als docteur des sciences naturelles, auf das normwidrige Geschlechtsempfinden einer mächtigen Gruppe hinweist, kann nützlich wirken. Frankreich hätte, unter dem letzten Valois, die Schrecken des règne des mignons nicht erlebt, wenn es zu rechter Zeit gewarnt worden wäre. Und Heinrich der Dritte kannte den Kitt, der seine Freunde zusammenhielt. Dem Herrscher, der von solcher Gefühlsperversion nichts ahnen, die Blutfarbe des eng um ihn gezogenen Kreises nicht sehen kann, schuldet Jeder, der zufällig davon weiß, warnende Wahrheit.“

Wir sind in der Kinaedenkultur schon so weit gekommen, daß die infamste Jünglingshändlung mit dem Sexualabenteuer eines freien Paares auf eine Stufe gestellt werden darf. Auf abertausend Bogen ist gedruckt worden, ich habe politischen Gegnern durch die Enthüllung ihrer Geschlechtsakte den Sturz bereitet. Ein dummer Schwindel. Erstens hockten in dem Grüppchen keine „politischen Gegner“; überhaupt keine Politiker. Auch der Händlung war keiner. Er hat nie eine Sache gewollt; immer nur Glanz und Gloria für sich und seine Kreaturen. Gab sich vor den Nachbarn für einen Agrarier, in Privatbriefen für einen Liberalen aus; spielte in Wien den katholischirenden Polenfreund und in Moabit den lutherischen Kulturkämpfer. Der mein politischer Gegner! Welche Politik vertrat er denn je ernsthaft? Vier Kanzler kannten und verachteten ihn als einen Geberdenspäher, Geschichtenträger und Hoffomoedianen. Zweitens habe ich niemals irgendeine Geschlechtshandlung dieser Leute entschleiert, bis ich durch ihre dreisten Gerichtsprozeduren dazu gezwungen wurde. Vorher hatte ich ganz behutsam auf ihren Salonmystizismus, ihre Gesundbeterei, ihr in harter Zeit gefährliches Gewinsel und Geflüte hingewiesen; auch erst, als in den Bund der Verteter einer fremden Großmacht aufgenommen worden war. Ein nationales Rechtsgut war angetastet. Wenn der Botschafter eines in Rüstung lauernden Staates durch sein Verhältniß zu einer Königin, Maitresse, Ministerfrau die Möglichkeit zu ungebührlicher Einwirkung auf die Landesgeschäfte fände, würde nur ein feiger Tropf dazu schweigen. Und bei uns sollten zwei alte homoeruelle Freunde in gefährlichster Stunde den Verantwortlichen den Strom aus der Leitung schalten? Eine deutsche Schande ist's, daß solche Frage nur gestellt werden kann. Daß eine Bubenschaar sich erfreuen darf, Monate lang öffentlich zu greinen, weil der Hohenzollernhof von

fünf Männern befreit ist, die unter Ausnützung ihrer dienstlichen, geldlichen, gesellschaftlichen Macht Jahre lang den ekelsten Geschlechtsunfug getrieben hatten. Fragt Gericht und Polizei nach den Thaten der Eulenburg, Hohenau, Lecomte, Lynar, Wedel: und Ihr werdet hören, daß es sich da um Anderes gehandelt hat als um den nach freier Selbstbestimmung vereinbarten Geschlechtsverkehr abnorm empfindender Männer. Um die listige Verführung argloser, dienstlich oder ökonomisch abhängiger Jünglinge. Um Gräuelt, deren Schilderung alten Soldaten, grauen Polizeiratten selbst das Blut in die Schläfen jagte. Was da ans Licht kam, kannte ich längst. Hatte den Thätern eine leise Warnung zugedacht, nicht den Schrecken persönlicher Infamirung; aus dem hellsten Bezirk sollten sie weichen, nicht in den Abgrund stürzen. Daß es dahin kam, ist nicht meine Schuld. Nur für das bis zum dritten Mai 1907 Geschehene trage ich aus freiem Entschluß die Verantwortung; trage sie gern.

Den Grafen, den Fürsten Philipp zu Eulenburg habe ich seit dem Jahr 1894 hier oft heftig angegriffen; nicht als politischen Gegner (wußte doch Keiner je, woran Der glaube), sondern als den unwahrhaftigsten, skrupellosesten, gefährlichsten Hösling im Reich. Von seinen persönlichsten Verhältnissen hörte ich aus dem Mund seiner Freunde und Feinde nur allzu viel: von den ostpreussischen, bayerischen, oldenburgischen Geschichten; vom Unglück des Bruders, von der Flucht zweier Kinder, die im schrillsten Ton über den Vater sprachen. Nicht ein Wort davon wurde hier erwähnt; nicht eins über seine weitere Verwandtschaft gesprochen. Erst als er im Marokkajahr den alten Freund Raymond Lecomte wieder herangewinkt und bald danach die Perverfität eines dritten Albrechtsenfels Zungen und Federn in Bewegung gesetzt hatte, fragte ich, ob für den neuen Ritter des Schwarzen Adlers mildere Sähung gelte als für den preussischen Prinzen, der wegen geringeren Fehls der Johanniter meisterschaft unwürdig sein sollte. Lecomte, Graf Johann von Lonnay, Ragn und Philipp Eulenburg waren in München als Sekretäre dreier Gesandtschaften innig gesellt und hatten durch ihre Homosexualerlebnisse oft Aergerniß gegeben. Das wußte auch die berliner Polizei schon in der Herrschaftszeit der Richtigofen und Meerscheidt-Hüllessem. Und der Affiliirte von Liebenberg sollte am Pariser Platz nun Frankreichs Geschäfte besorgen? Der Kluge war klug genug, nicht klug zu sein. Zwar schickte er (nicht zum ersten Mal) Friedensboten; brach dann aber den von ihm erbetenen und schriftlich bestätigten Waffenstillstand. Zwar klagte er, der allein, nach dem letzten Angriff, Grund dazu hatte, nicht, sondern begnügte sich mit dem Spuk einer Selbstanzeige; schickte aber den Freund vor, der gar nicht beleidigt, nur als Philis Vertrauensmann und kritiklos williger Hofberichterstatter genannt worden war. Schöffengericht. „Ich schone die Herren, so

lange es mir möglich ist. Der Herr Graf sollte nicht eine Leiche zu bergen versuchen, nicht auf seinen Rücken eine Leiche laden, weil er vielleicht guten Glaubens Jahrzehnte lang Dem, der für das Empfinden Vieler jetzt eine Leiche ist, befreundet war.“ Freisprechung. Der Justizminister setzt durch, daß die Staatsanwaltschaft die Verfolgung übernimmt (die sie fünf Monate vorher abgelehnt hat) und die Freunde zum Reinigungsgeid kommen. Was ich wünsche, ist seit dem Raimond erreicht. Noch immer will ich die Herren schonen; und verzichte vor dem Landgericht, zum Entsetzen meiner Freunde, auf alle aggressiven Beweise. Eulenburg schwört. In dem Verfahren gegen den armen Brand hatte er mit schlau gefügten Worten und plumpen Schimpfreden gegen mich seine Richter und Landdleute zu täuschen versucht und vermocht. Ein Eid, der das Wesentlichste verschwieg: ein Meineid. Zehntrieb Tollkühnheit den von den alten Feinden aus der Holzpapierwelt plötzlich Gehätschelten ins Verderben. Einen unter Anerkennung der reinen Motive verurtheilenden Gerichtsspruch hätte ich, wie die anderen Opfer an Gesundheit und Besitz, die dieser Feldzug mir eingebracht hat, hingenommen; hätte (ich Eiel!) den alten Sünder ruhig Geister rufen und aus der Luft Kristalle fangen lassen. Nun ging's nicht. Eine Arbeit, die leicht wiegen mag, aber mühsam und sauber geleistet wurde, war zu vertheidigen. Ich habe den Meineidigen nicht angezeigt. Das Ergebnis des münchener Prozesses, des einzigen unter vier Eulenburgprozessen, der nicht *pro nihilo* geführt ward, zwang zur Verhaftung. Und als beideter Zeuge mußte ich mein ganzes Beweismaterial vorlegen.

Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld hat a) in dem Strafverfahren gegen den Schriftsteller Adolf Brand, b) in dem zweiten erstinstanzlichen Verfahren gegen mich wissentlich ein falsches Zeugniß mit einem Eide bekräftigt; in dem Fall sub b) wissentlich zum Nachtheil des Angeeschuldigten, dessen Verurtheilung er herbeiführen wollte und herbeigeführt hat. Beweise: in dem Fall sub a) das Sitzungprotokol, das Zeugniß der Prozeßbetheiligten und der Kriminalkommissare von Tresckow und Dr. Kopp (die erweisen werden, daß der Fürst wissentlich das Wesentlichste verschwiegen und dadurch den Glauben zu schaffen und durch einen Eid dem Gericht zu suggeriren versucht hat, seine *vita sexualis* sei vollkommen normal); in dem Fall sub b) das in meiner Sache von der Vierten Strafkammer verkündete Urtheil und das Zeugniß der Prozeßbetheiligten (die erweisen werden, daß der Fürst jede Geschlechteneigung zu männlichen Personen, jede mit solchen Personen jemals begangene „Schmutzerei“ [insbesondere mutuelle Onanie] abgeschworen, sich als durchaus normal hingestellt, also wieder wissentlich einen falschen Eid geleistet hat; den stärksten Beweis für Art, Umfang und Wirkung der eulenburgischen Aussage lie-

fert die „namens des Fürsten“ abgegebene Erklärung des Herrn Oberstaatsanwaltes Dr. Henbiel, der in öffentlicher Gerichtsſitzung geſagt hat, wer nach dieſer Ausſage auch nur noch den allergeringſten Zweifel an der Normalität des eulenburgiſchen Sexuallebens äußere, beſchuldige den Fürſten direkt des Meineides). Alſo: Meineid in zwei Fällen. Schon hier will ich keinen Zweifel darüber laſſen, daß ich auch die nicht ins Sexualgebiet gehörigen eulenburgiſchen Ausſagen für wiſſenſchaftlich falſch halte und als ſolche erweiſen will. Doch beſchränke ich mich zunächſt auf die ſexuellen Dinge.

Durch zwei wiſſentlich falſche Eide hat Fürſt Eulenburg den Glauben (zu meinem Nachtheil) geſchaffen, er habe ſich nicht nur niemals gegen § 175 StGB vergangen, ſondern auch nie irgendwelche Neigung zum Sexualverkehr mit männlichen Perſonen gehabt. Daß dieſe beiden Ausſagen wider beſſeres Wiſſen dem Gericht vorgegetragen wurden, mußte bewieſen werden.

Iſt bewieſen worden; trotzdem die Hauptverhandlung nach achtzehntägiger Dauer abgebrochen und ein Halbduſend der wichtigſten Zeugen noch nicht verhört worden iſt. Bewieſen, daß der Angeklagte den Diener Franz Dandl an die Baden geſaßt, ihm ſpäter den Arm um die Schulter gelegt und ſeine ſchlankſchöne Schönheit geprieſen hat. Als Gaſt des Kaiſers auf der „Hohenzollern“ im Sommer 1898 den Matroſen Troſt in eins der Geſpräche zu ziehen verſuchte, mit denen Homosexuelle ihre Anbändelungen einzuleiten pflegen, und ſich dem jungen Mann mit einer Frage näherte, deren unſflätziger Wortlaut die öffentliche Wiedergabe nach unſerem Strafgeſetz unmöglich macht. Den Fiſcher Georg Niedel zu widernatürlichem Geſchlechtsverkehr verführt und in der gräßlichen Wohnung einem Freund zum größten päderaſtiſchen Akt zu verkuſpeln verſucht hat. Mit dem auf die ſelbe Weiſe umgarnten Fiſcher Jakob Ernſt Jahre lang (ungefähr zweihundertmal) homoſexuell verkehrte und oft, in verſchiedenen Städten, unter einer Decke ſchlieſ. Das ſind die Hauptergebnisse der Beweisaufnahme. Feſtgeſtellt iſt ferner, daß Fürſt Eulenburg dreimal verſucht hat, Jakob Ernſt zum Meineid zu verleiten: durch einen Brief, den der Unterſuchungsrichter in Starnberg fand; durch einen zweiten Brief, den Hofrath Riſtler dem Fiſcher bringen mußte, aber nicht zurüclaffen durfte; und durch eine Botſchaft, die der von Philis Gnaden mit zwölf Orden geſchmückte Hofrath auf ſeiner Lippe ins Fiſcherhaus trug. Die Geſchworenen kamen nicht zum Spruch. Unterſuchungsrichter und Oberſtaatsanwalt haben erklärt, daß ſie an der doppelten Schuld des Angeklagten nicht den geringſten Zweifel hegen; und der Schwurgerichtshof hat, wie vorher das Kammergericht, trotz atteſtirter ſchwerer Krankheit die Fortdauer der Gaſt verfügt, deren Aufhebung die Bertheidiger gar nicht erſt zu beantragen wagten.

Bismarcks Todestag.

Sehn lange Jahre sind dahingefchritten
 Seit jenes Sommers dunkler Todesnacht;
 Sie fragten nicht, was wir seither gelitten,
 Stumm sind sie, Jahr um Jahr, vorbeigeglitten —
 Indes wir immer, immer Dein gedacht.

Wie einst der Ruf Achills vor Trojas Thoren
 Zur Ruhe jäh des Feindes Heer gebracht,
 So grollte donnernd allen fremden Ohren
 Dein stolzes Wort — das längst sich nun verloren . . .
 Wir aber haben immer Dein gedacht.

Das Schweigen kniet am Marmorarkophage,
 Vom heiligen Walde rauschend überdacht;
 Es hebt das Antlitz sich zu stummer Frage,
 Als Antwort schrillt der laute Lärm vom Tage —
 Doch wir, wir haben immer Dein gedacht.

Es rufen Kinder oft in bleichem Bangen
 Bei Namen an ein Schreckgespenst der Nacht —
 So wars, wenn rühmend Deine Thaten klangen,
 Da schwer Dein Schatten durch die Welt gegangen —
 Wir haben anders immer Dein gedacht.

Wir dachten Dein, wir werden Dein gedenken,
 So lang ein Aug' ein leuchtendes, noch wacht;
 Dich kann kein Schweigen, kein Vergessen tränken —
 Dein Bild wird tief sich in die Seelen senken,
 Ein ewiger Stern hoch über aller Nacht.

Hamburg.

Theodor Suse.



Verse.

Triptychon.

I.

Ede Nacht lagst Du in meinen Kissen;
 Und umarmt von Deinen Schattengliedern
 Gab ich Alles Dir.

Rosig glühte in den Finsternissen
 Deine Liebe auf; hold im Erwidern
 Gabst Du Alles mir.

II.

Mir bereitet, mir verlichen
 Warst Du vor Aeonen schon.
 Mystisch leuchtet unsre Flamme;
 Hörst Du dort den goldnen Ton?

Leise dämmert unser Morgen,
 Dampfes Dunkel ist entflohn;
 Nach dem tausendjährigen Traume
 Schreiten wir auf unsern Thron.

III.

Selb verglomm der Wintersonne Feuer.
 Dunkelrothes Blau lag ungeheuer
 Auf der Wüste und auf Deinem Sarg.

Schaufelte ein Grab aus schwarzen Schollen;
 Tausend Träume mit den zaubertollen
 Zügen strömten auf und quollen
 Zu der Grube, da ich Dich verbarg.

Freundschaft.

Der Freuden Ströme und der Schmerzen,
 die weiß und dunkel voller Wuth
 bestritten sich in diesem Herzen,
 Du kennst sie gut.

Ein Blick; und ich rang nicht allein;
 Ein Wort zu Dir; der Strudel sank
 und athmend war ich wieder mein.
 So habe Dank.

Hans Böhm.



Die Bannerschwinger.

Die Mannschaft des Landes, ein wogendes Meer,
Wogt um die Fahnenchwinger her.
Schwingt Eure werbenden Banner, schwingt,
Ob Euch das Meer zu zähmen gelingt!
Singt Eure Fahnenprüche! Singt!

Singen die drei Fahnenchwinger gemeinsam:

Die Banner der Mannheit schwingen wir,
Das Lied der Menschheit singen wir.
Nun sagen wir einzeln den Bannerspruch
Und schwingen dazu unser Bannertuch,
Wählt Euch zum Segen und nicht zum Fluch!

Singt der erste Fahnenchwinger:

Ich schwinde mein Banner hoch in der Luft,
Es ist aus Linnen gewoben,
Seine Keinheit ist ihm Schmuck und Duft,
Ich muß es nicht preisen und loben.
Jeder Hierrath ist ihm frevel und fremd,
Ich schwinde als Banner ein Jungfernhemd!

Singt der zweite Fahnenchwinger:

Mein Banner flattert hell in der Luft,
Mein buntes Seidenbanner;
Wie glänzt seine Farben, wie schmeichelt sein Duft!
Du janzendes Freudenbanner!
Mit Dir ist die Luft, das Leid ist Dir fremd!
Ich schwinde als Banner ein Dirnenhemd!

Singt der dritte Fahnenchwinger:

Mein kleines Fähnchen singt noch nicht,
Müßt drum ganz stille lauschen!
Doch wenn es sein ängstliches Sprüchlein spricht,
Hört ihr die Zukunft rauschen!
Jetzt ist es ganz klein, einst wird es groß:
Ein Kinderhemdchen ist es bloß!

Singen die drei Fahnenchwinger gemeinsam:

Nun wähle Jeder! Die Fahnen wehn!
Soll Jeder bei seinem Banner stehn!
Und wähle Jeder zu seinem Heil:
Das Leben nimmt sich selbst sein Theil!

Bussy-Rabutin.

Boger Graf von Bussy und von Rabutin hatte dreißig Jahre militärischen Dienstes hinter sich und konnte sich kühner Thaten und glänzender Erfolge rühmen, die ihm das nächste Anrecht auf den Marschallstab von Frankreich gaben, als er in seinem siebenundvierzigsten Jahr mitten im Frieden plötzlich in die Bastille geworfen wurde, aus der er nach dreizehn Monaten herauskam. Den Rest seines Lebens hat er in ganzer oder halber Ungnade auf seinen Gütern verbracht. Kurz bevor ihn die Bastille in ihre kalten Arme schloß, hatte ihn die Akademie in ihren Schoß aufgenommen und unter die Zahl der „Unsterblichen“ versetzt. Denn dieser Graf war ein Dichter, dieser Soldat, der mit Leib und Seele Soldat sein wollte, war zugleich ein Schriftsteller von starker Leidenschaft. Er hatte alle Passionen seiner Standes- und Berufs-genossen, war ein toller Spieler, ein wüthender Duellant, ein Abenteurer der Liebe wie nur Einer; mit keinem Standesgenossen aber hatte er die eine Passion (nicht die schwächste von allen) gemein, sich nicht nur im Handeln, sondern auch noch in Vers und Prosa auszuleben. Und diese nicht zu seinem Stande passende Liebhaberei (so willß die Gerechtigkeit) mußte ihm das Genick brechen. Epigramme und Chansons hat Bussy-Rabutin von Kindheit an gemacht, wie er von Kindheit an sich als Soldaten fühlte (er begann mit sechzehn Jahren seinen ersten Feldzug), und er hat sich dadurch, weil sie nicht immer von der harmlosesten Sorte waren, sein Leben lang viel Feindschaft zugezogen; auch die des großen Turenne, der zu allem Unglück noch sein Borgesepter war. Das Verhältniß der beiden Männer zu einander war feltsam. Der unerschrockene Turenne scheint nichts in der Welt so sehr gefürchtet zu haben wie den kleinen Bussy. „Wenn mir ein großes Unglück zustieße“, sagte er einmal zu ihm, „würden Sie es sicher in lustige Kehrreime dringen.“ Bussy verwahrte sich dagegen. Sie haben einander dann oft Freundschaft gelobt; die aber nie tief ging noch von Dauer war. Hartnäckig verschwieg Turenne dem König (oder dem mächtigen Kardinal) die Verdienste des Feldobersten Bussy und einmal soll er boshaft in seinen Rapport geschrieben haben: „Von allen meinen Offizieren ist Bussy der beste Chansonnette-Dichter“. Bussy vermutete richtig, daß der allmächtige Borgesepte ihn nach wie vor wenig liebe, mochte nun die Abneigung des Marschalls auf persönlicher Empfindlichkeit beruhen oder aus den verschiedenen Charakteren der beiden Männer herzuleiten sein. Bussy-Rabutin giebt in einem anderen Zusammenhang eine Erklärung, die auch auf Turenne stimmen mag. „Es ist die Art so gewichtiger Persönlichkeiten, daß sie Eigenschaften, die sie selbst nicht besitzen, verächtlich zu machen suchen. Wenn sie selbst nicht Geist und Witz haben, so thun sie, als ob Das nur von ihnen abhängt. Sie könnten genug haben, aber sie wollen nicht, weil Witz und Geist

einem Edelmann und gar einem Krieger schlecht ansehe.“ Was sie so sprechen läßt, ist entweder der gemeine Neid oder, noch schlimmer, eine Roheit, die sich neben ihren guten Eigenschaften erhalten hat.

Bussy-Rabutin scheint übrigens das literarische Verdienst seiner galanten Madrigalen und boshaften Epigramme nicht überschätzt zu haben; er wußte so gut wie Cicer, daß man, von Doid oder Horaz inspirirt, recht wohl einen eleganten Vers machen könne, ohne gleich im höheren Sinn des Wortes ein Dichter zu sein. Er fühle wohl, wie sehr er sich von seinen Standesgenossen zu seinem Vortheil unterscheide; meinte aber, die geistige Kultur, die er sich erworben habe, werde man mit der Zeit von jedem richtigen Edelmann verlangen. „In der Akademie saßen immer einige Mitglieder von hohem Adel. Künftig werden ihrer noch mehr sein. Bis jetzt haben die adeligen Dummköpfe, deren Zahl groß ist, die Welt überredet, daß es für den Edelmann fast eine Schande sei, sich mit geistigen Dingen abzugeben; aber die Hochschätzung, die der große König diesen Dingen gewährt, wird die Unwissenheit und Roheit bei dem französischen Adel bald aus der Mode bringen.“

Daß die Akademie (sie war damals just dreißig Jahre alt) beschloß, den Reitergeneral Bussy-Rabutin zum Nachfolger des Perrot d'Ablancourt zu wählen, hatte wohl einen besonderen Grund. Sein literarisches Hauptverdienst war dafür kaum maßgebend. Worin dieses bestand? Man spricht auch bei uns viel von der Mutter des französischen Briefstils, der Frau von Sévigné, aber, als ob es sich um ein uneheliches Kind handle, wenig von ihrem geistigen Vater. Der war Bussy-Rabutin. Die Sévigné war seine Base und während der ganzen ersten Periode ihrer epistolaren Schriftstellerei blieb Bussy ihr Anreger und ebenbürtiger Partner. An seinem Geist, seiner Laune, seinen innerköpfiglichen Einfällen, an der Eleganz seines Stils erwarbte sich zuerst ihre Kunst, mit der Feder grazios zu plaudern; er war der Mann, den sie brauchte, pour lui renvoyer le volant, wie Sainte-Beuve sich ausdrückt. Und seine eigenen Briefe gaben den ihrigen nichts nach. Wenigstens lange nicht.

Aber dieses Verdienst konnte damals natürlich noch nicht erkannt werden. Seine Versetzung unter die Unsterblichen verdankt Bussy-Rabutin offenbar einem sehr sterblichen Gebieth, dem Maximos d'Amour, einer Art Philosophie der Liebe (richtiger: der Galanterie). Er hatte die Ehre, seine Verse dem König zu überreichen, der sie mit Vergnügen gelesen haben soll, und durfte sie selbst dem Herzog von Orleans und der Montespan vorlesen.

„Um diese Zeit“, so erzählt er selbst, „sagte mir der Herzog von Orleans (Bruder des Königs), daß der König große Lust gezeigt habe, meine ‚Grundregeln der Liebe‘ zu lesen, die mir aus meiner Leidenschaft für Frau von Montglas und aus dem Mühsigang in der Zeit des Friedens erwachsen sind; Seine Majestät habe den Herzog beauftragt, sie von mir zu verlangen. Um

Ihnen Gelegenheit zu geben, dem König den Hof zu machen' (so waren des Herzogs Worte zu mir) habe ich Seiner Majestät vorgestellt, daß es ihr Vergnügen machen könnte, sich das Gedicht von Ihnen vorlesen zu lassen; aber der König bestand darauf, die Verse allein lesen zu wollen. Wahrscheinlich, so meinte der Herzog, will er sie dem Fräulein von La Vallière vorlesen'. Ich dankte Seiner Königlichen Hoheit und brachte ihr am anderen Tag das Gedicht. Da hatte der Herzog die Höflichkeit, mich zu fragen, ob ich gestatte, daß die Gräfin von Montansier und Louise Rochecouard, Marquise von Montespan, der Seine Königliche Hoheit damals ein Wenig den Hof machte, das Gedicht kennen lernten. Ich antwortete, Seine Königliche Hoheit brauche nur zu befehlen. Nachdem wir uns in das Zimmer des Herzogs eingeschlossen hatten, las ich meine Verse. Ich las immer zuerst die Fragen, und ehe ich weiter ging, gaben der Herzog und die beiden Damen darauf die Antwort nach ihrem Dafürhalten, wobei sich herausstellte, daß die Marquise, so jung sie war, meine Fragen aus dem Stegreif immer genau so beantwortete, wie ich sie, mit viel Erfahrung, nach langem Grübeln selbst beantwortet hatte. Als ich ausgelesen hatte, dankte mir der Herzog und erhob sich dann, um das Gedicht dem König zu bringen." Bussy, der sich von seiner Dichterei fast entschuldigen zu müssen glaubt, setzt hinzu: „Ich zweifle nicht, daß es Leute giebt, die laut sagen, solche Alotria seien eines Soldaten, eines Mannes in meiner hohen Stellung unwürdig. Darauf erwidere ich: Die Herren würden vollkommen Recht haben, wenn ich über diese Spielereien auch nur einen Augenblick meine Pflicht veräußert hätte; aber ich dachte an solche Dinge nur, wenn ich gerade gar nichts Anderes zu thun hatte. Der Friede war geschlossen und ich noch jung genug, um mir in Sachen der Liebe ein Beispiel an dem König zu nehmen, dem galantesten Fürsten der Erde, dessen Vorbild jedem Edelmann nachahmenswerth scheinen muß.“ Man sieht: Bussy nimmt seine Verse durchaus nicht wichtiger, als es einem Mann der großen Welt ansteht. Aber sein Erfolg bei Hof genügte der Königlichen Akademie zu dem Entschluß, ihn unter die Unsterblichen zu berufen.

Auch in seiner Antrittsrede pocht Bussy nicht auf seine literarischen Titel. Nicht als verliebten Heimeschmied stellt er sich seinen neuen Kollegen vor, sondern als verdienten Reitergeneral, der weiß, welche wichtige Dienste König und Vaterland ihm zu danken haben. „Wenn ich jetzt an der Spitze meiner Schwadronen stände, um sie durch meine Ansprache zum Kampf anzufeuern, so wäre ich von vorn herein überzeugt, daß meine Worte wirken würden; unter Allen, die mich hörten, wäre vielleicht nicht Einer, der sich rühmen dürfte, als Mann der That mehr geleistet zu haben; aber . . .“ Am Tag nach dieser Rede traf ihn unter dem Portal des Louvre der mächtige Kanzler Le Tellier, gratulirte ihm zu dem Erfolg, setzte aber spöttisch hinzu: „Geld ist mehr werth als Lob.“

Er spielte damit auf die Pension an, die der Graf auf seinem Posten beanspruchen durfte und die ihm der König vorenthielt. „Sie haben Recht, Herr Kanzler“, antwortet Bussy lachend; „man sieht schon daraus, daß Lob so leicht und Geld so schwer zu erlangen ist.“

So stand es um Bussy-Rabutin, als plötzlich, wie die Schönschreiber sich ausdrücken, ein Blitz aus heiterem Himmel ihn traf und vernichtete.

Die illustre Gesellschaft der Vierzig hatte Bussy in ihre Reihe aufgenommen, ohne zu ahnen, was für ein Teufel sei in Prosa der geistreiche und zierliche Reimer im Geheimen ausgebrütet habe; ohne zu ahnen, daß der Mann schon seit einiger Zeit ein Werk vollendet hatte, das bald ein europäisches Aufsehen erregen und für Jahrhunderte hinaus ein viel gelesenes Buch bleiben sollte, wenn alle berühmten Romane der Zeit, die der Scudéry und der Anderen, längst unberührt im Staub der Bibliothek moderten.

Um seiner geliebten Dame, der Frau von Montglas, ein Vergnügen zu machen, hatte Bussy einen Roman verfaßt, worin zwei hochstehende Damen vom Hof, die übrigens im schlechtesten Ruf standen, deutlich gezeichnet und andere Damen und Herren aus der Hofgesellschaft ziemlich leicht zu erkennen waren. Dieser Roman war die (später so berühmt gewordene) *Histoire amoureuse des Gaules*. Das Manuskript sollte nur für die Geliebte geschrieben sein. Bussy betont immer wieder nachdrücklich, an eine Veröffentlichung habe er niemals gedacht. Frau von Montglas aber ließ die Hefte einer ihrer Freundinnen, der Gräfin de la Baume, die sie abschreiben ließ; doch nicht wörtlich, sondern mit Lücken und entstellenden Zusätzen. Alle lasen diese Kopien, die bald durch Vermittelung des Auslandes im Druck erschienen, und der Skandal war groß. Eine allgemeine sittliche Entrüstung erhob sich gegen den Verfasser. Sie war um so größer und, so komisch es klingt, auch um so ehrlicher, als sich Jeder mehr oder weniger getroffen fühlte und die entblößten Eiterbeulen am blinkenden Leib des Hofes eben wirklich vorhanden waren und schon lange zum Himmel stanken. Bussy hatte eben nur ausgeplaudert, was die Spaziergänger längst von den Dächern pflücken. Nichts empört die Menschen mehr als die unangenehme Wahrheit. Hätte die *Histoire amoureuse* von verleumderischen Uebertreibungen gestrotzt, dann hätte man vielleicht gelacht und sie einfach amüfant gefunden. Hier aber war Alles zu wahr, um belustigend zu wirken.

Ihren literarischen Werth mußte man dennoch anerkennen. Nach der Tendenz der Zeit fand man ihn aber nur in der Form, im Stil. Bussys größte Feinde mußten ihm hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unter den aufrichtigen Bewunderern vornan (Bewunderer in dem angedeuteten Sinn) stand auch der damals berühmte, heute vergessene Menage (eine Koryphäe des Hotel Rambouillet), der doch mehr als einen Grund hatte, auf Bussy ergrimmt zu sein. „Das ist ein feiner, ein seltener Kopf, dieser Herr von Rabutin“,

schreibt Menage, „und ich kann mir nicht versagen, Das offen anzuerkennen, obgleich er mir mit seinem Buch einen schlimmen Streich gespielt hat. Mit mehr Kraft und Feuer zu schreiben, ist kaum noch möglich.“ Saint-Coremond, der Buffys nicht liebte, nennt ihn dennoch „einen ganz entzückenden Geist“. Vigneul-Maroil sagt von ihm, sein Stil sei bewundernswerth, und Bayle spricht von seiner „bezaubernden Feder“. Wir sind eben in Frankreich, wo es nun einmal für eine Schande gilt, ein wirkliches literarisches Talent nicht zu erkennen, nicht anzuerkennen.

Und das Urtheil der Zeitgenossen wird später von den Autoritäten bestätigt. „Die Art Buffys“, sagt Sainte-Beuve, „ist nicht frei von Unkorrektheiten und Nachlässigkeiten, aber auch reich an Zügen eines vornehmen und ausgezeichneten Geistes; sein Stil erinnert in seinen Feinheiten an Hamilton.“ Sainte-Beuve schränkt allerdings dieses Lob ein, aber so, daß der große Kritiker, der sein Leben lang einem Balzac nicht gerecht werden konnte, sich damit nur selbst ein Armuthzeugniß ausstellt. „Diese Feinheiten sind aber lediglich eine Sache der Form, des Ausdrucks. Die Personen des Romanes sind im Grunde von abstoßender Roheit. Nicht nur die Männer, die sich jeder Niedrigkeit fähig zeigen; auch die Frauen, die er uns vorführt, sind nicht besser; sie sind heftig, gewalthätig, von gemeinster Geldgier beherrscht.“ Diese Kritik ist zum Lachen. Das Verdienst Buffys ist ja gerade, daß er der geschminkten Gesellschaft die Schminke vom Antlitz gewaschen und die feinen Herren und Damen der Welt so gezeigt hat, wie sie in Wirklichkeit waren, in ihrer ganzen häßlichen Nacktheit. Darin liegt der Hauptwerth seines Werkes noch heute.

„Als am anderen Morgen Marcel und Buffy früh aufgestanden waren, gingen sie in das Zimmer Gitons. Da sie ihn dort nicht vorfanden, glaubten sie, er sei bereits in den Park hinuntergestiegen, und suchten deshalb das Zimmer Trimalets auf, wo sie denn Giton bei Trimalet im Bett fanden. ‚Ihr seht, liebe Freunde,‘ sprach Giton, ‚daß ich mir eure frommen Mahnungen nutzbar mache und in allem Ernst danach trachte, die sündhafte Welt zu verachten. Mit der einen Hälfte ist es mir schon gelungen. Ich hoffe, daß ich mit der anderen Hälfte auch bald so weit sein werde.‘ ‚Nun,‘ antwortete Buffy, ‚es giebt ja verschiedene Wege in die Seligkeit; ich will den von Ihnen gewählten nicht verdammen. Jeder hilft sich, wie er kann; nach meinem Geschmack ist er nicht.‘“ Das ist eine Probe. Gemeint war mit Marcel: der Graf Vivonne, Erster Kammerherr Seiner Majestät; mit Trimalet: Graf Armand von Grammont und Guiche, der Sohn des Marschalls Grammont und Oberster des Regimentes der Gardes du Corps; mit Giton: Bernhard, Herr von Nanicams und von Longueval, auch ein hoher Offizier und begünstigter Höfling. Das war standlos. Aber es war keine Erfindung Buffys. „Reden wir aufrichtig“, sagt sogar Sainte-Beuve: „solche sittliche Verirrungen findet man in allen Zeiten. In der Zeit Buffys gaben sie sich nicht einmal die Mühe, sich zu verstellen.“

Die große Frage der Entrüsteten war natürlich: Was wird der König dazu sagen? Die Frage war auch für Bussy wichtig. Sobald er nicht mehr zweifeln konnte, daß Seine Majestät eine verstümmelte und verunstaltete Kopie seines Romans gelesen hatte, ließ er durch seinen Freund, den Herzog von Saint-Aignan, dem König das Original zustellen. Vier Tage behielt Ludwig das Manuskript; dann ließ er es durch Saint-Aignan dem Verfasser zurückgeben und ihn zu einer Audienz befehlen, von deren Verlauf und Ergebnis Bussy durchaus befriedigt war. Der König schien ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu wollen.

Am Tag nach dieser Audienz, am zwölften April, erhielt der König einen Brief der Herzogin von Soissons, die Bussy haßte, und noch am selben Abend, so erzählt Bussy, kam der Herzog von Saint-Aignan in großer Besorgniß zu seinem Freund. „Sie wissen“, sagte er, „daß ich Ihnen in aufrichtiger Freundschaft zugethan bin, und müssen mir die Wahrheit sagen. Haben Sie niemals Etwas gegen den König geschrieben?“ „Ich, gegen den König?“ rief Bussy; „halten Sie mich für verrückt?“ „Wie ich darauf komme“, war die Antwort, „kann ich nicht sagen; aber ich weiß, daß man dem König hinterbracht hat, Sie haben über ihn und die Königin-Mutter arge Dinge geschrieben und das Manuskript habe noch allerlei Fortsetzungen.“ Die Unterredung endete damit, daß Bussy unter den Augen seines Freundes die folgenden Sätze schrieb: „Wenn sich herausstellen sollte, daß ich auch nur ein Wort geschrieben habe, das den schuldigen Respekt gegen den König und die Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses außer Acht läßt, so unterwerfe ich mich hiermit den strengsten Strafen, die über mich zu verhängen dem König gefallen mag. Aber wenn meine Feinde mich weiter anklagen, ohne Beweise bringen zu können, so bitte ich unterthänigst Seine Majestät, über die Ankläger die selben Strafen zu verhängen, die ich verdienen würde, wenn man mich schuldig fände.“

Paris, am zwölften April 1665.

Bussy-Rabutin.“

Saint-Aignan versprach, diese Erklärung seines Freundes noch vor Ablauf zweier Stunden dem König zu überreichen. Der scheint sie mit Befriedigung aufgenommen zu haben. Ganz beruhigt wurde Bussy durch eine Unterredung mit Le Tellier. Der Kanzler versicherte, daß Bussy besser beim König angeschrieben sei als je. Nicht den geringsten Verdacht mehr habe Seine Majestät gegen ihn und wegen der vielbesprochenen „chanson“ auf den König, die man Bussy zuschreibe, habe der König rundweg erklärt: „Unmöglich. Saint-Aignan hat mit sein Wort verspfändet, daß Bussy solcher Dinge nicht fähig ist.“

In diesen Tagen hörte Bussy, seine Feinde wollten ihn ermorden. Er antwortete, als kluger und tapferer Häftling, daß er auf der Welt nur Einen fürchte: den König; und der sei mit ihm völlig zufrieden.

Am siebenzehnten April¹ aber, als Buffon morgens seine Stadtwohnung verlassen wollte, um zum „Lever“ des Königs nach dem Louvre zu gehen, trat ihm der bekannte Chevalier Testu von der Scharwache entgegen und erklärte unter vielen höflichen Ausdrücken des Bedauerns, daß er ihn verhaften müsse. Auch habe er den Auftrag, ihn zu durchsuchen, und Alles, was er finde, dem König zu bringen. „Schön“, sagte Buffon, der bei aller Ueberraschung seine Fassung nicht verlor, „außer dem Brief meiner Geliebten (wenn ich zufällig einen bei mir tragen sollte) steht Alles zu Ihrer Verfügung.“ Er leerte seine Taschen, die nur gleichgiltige Papiere enthielten. Er stieg dann mit dem Chevalier in dessen Karosse, die nach halbstündiger Fahrt am Ende der Rue Saint-Antoine in einem hoch vermauerten Hof Halt machte: es war die Bastille.

Ueber diese Verhaftung hat Buffon später geschrieben: „Wer ein Wenig über meinen Fall nachdenkt, wird finden, daß er unerhört ist. Das war noch nicht da: einen Mann von meiner Geburt, mit dreißig Jahren Kriegsdienst, mit einer so hohen militärischen Charge, zu verhaften und ohne Urtheil einzuferkern, nur weil er (zum Vergnügen und ohne Absicht der Veröffentlichung) in einer Art lustigen Romans die Ausschweifungen einiger Personen vom Hof erzählt hat, die ohnehin Jeder kannte, und weil man ihn beschuldigt, aber ohne Spur von Beweis, gegen den König und die Königin-Mutter allerlei Uebles geschrieben zu haben. Wenn ich des Einverständnisses mit dem Feind überführt und aus dieser Verschwörung eine Schädigung der Staatsicherheit zu fürchten wäre, hätte man nicht rascher gegen mich verfahren, mich nicht härter behandeln können.“

Unwillkürlich fragt man sich, was seit dem zwölften April vorgefallen war, das den König, dessen Wille zur Gerechtigkeit außer Zweifel steht, plötzlich so umstimmen und zu der grausamen Gewaltmaßregel veranlassen konnte. Was war geschehen?

Ein nichtsnutziges Pamphlet war erschienen, *Histoire des amours du Palais-Royal* betitelt, das mit einem Schlag alle noch so heiligen Versicherungen Buffons, niemals Etwas gegen die Person des Königs und der königlichen Familie geschrieben zu haben, über den Haufen warf. Denn das Nachwerk war kaum bekannt, als auch schon Buffon als dessen Autor denunziert wurde. Und der empörte König zeigt sich nun unerbittlich. Er hatte auch die ganze Oeffentliche Meinung auf seiner Seite. Alles war überzeugt und hielt Buffon für den Uebelthäter. Nur Wenige waren scharfsichtig genug, um den Abstand zwischen dem Roman Buffons und der anonymen Schmähschrift zu erkennen. Zu ihnen gehörte Bayle. „Bewundern wir,“ schrieb er, „bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Dummheit des Publikums, das von einer vorgefaßten Meinung durch keine Gründe, nicht einmal durch den Augenschein abzubringen ist.“ So charakterisirt schon Bayle das Publikum. Da war nur zu begreif-

lich, daß Bussy in seinem Unglück kaum bei den nächsten Freunden Theilnahme fand. Er hatte die Schwächen seiner lieben Standesgenossen gar zu wenig geschont. Alle hatten eine Hölleangst vor ihm gehabt. Jetzt war er unschädlich gemacht: und sie athmeten auf. Sie machten nun witzige Epigramme auf ihn. Die alte Geschichte vom Eselfußtritt.

Volle dreizehn Monat blieb Bussy eingekerkert; er ist auch nachher nie wieder in die Gunst gekommen. „Endlich, am sechsten September (1666), reiste ich von Paris ab und kam am zehnten in Bussy an. Ich ließ sieben oder acht Künstler verschiedener Art kommen, um mein Haus zu verschönern. Das war mein größtes Vergnügen in der Einsamkeit; denn ich muß gestehen, daß ich für nichts weniger Sinn habe als für die Jagd.“ In diesem schönen Salonismus steckt echte Kraft. Bussy ließ sein Schloß so bauen, wie es heute noch zu sehen ist und besonders durch seine Innenausstattung (mit französischer und italienischer Kunst) die Bewunderung des Reisenden erregt.

Diese Geschichte, wie jede andere, hat eine Moral. Sie legt uns vor Allem die Frage vor, ob wohl der allmächtige Louis einen Richter gefunden hätte, der sich dazu hergab, den Grafen in die Bastille zu schicken. Der große König ließ es nicht darauf ankommen. Er hatte es nicht nöthig.

München.

Dr. Benno Rüttenauer.



Roger comte de Bussy-Rabutin, né dans le Nivernais en 1618. Il écrivit avec pureté. On connaît ses malheurs et ses ouvrages. Ses „Amours des Gaules“ passent pour un ouvrage médiocre, dans lequel il n'imita Pétron que de fort loin. La manie des Français a été longtemps de croire que toute l'Europe devait occuper de leurs intrigues galantes. Vingt courtisans ont écrit l'histoire de leurs amours, à peine lue des femmes de chambre de leurs maîtresses. Mort à Autun en 1693.

Marie de Rabutin, femme du marquis de Sévigné, née en 1626. Ses lettres, remplies d'anecdotes, écrites avec liberté et d'un style qui peint et anime tout, sont la meilleure critique des lettres étudiées où l'on cherche l'esprit, et encore plus de ces lettres supposées dans lesquelles on veut imiter le style épistolaire, en étalant de faux sentiments et de fausses aventures à des correspondants imaginaires. C'est dommage qu'elle manque absolument de goût, qu'elle ne sache pas rendre justice à Racine, qu'elle égale l'oraison funèbre de Turenne prononcée par Mascaron au grand chef-d'œuvre de Fléchier. Morte en 1696.

Tous les genres de science et de littérature ont été épaissés dans ce siècle; et tant d'écrivains ont étendu les lumières de l'esprit humain, que ceux, qui en d'autres temps auraient passé pour des prodiges, ont été confondu dans la foule. Leur gloire est peu de chose, à cause de leur nombre, et la gloire du siècle en est plus grand.

Voltaire: Le siècle de Louis XIV.



Die Schauspielerin.*)

Es war am Tage nach diesem Abend, als Hermann Lohse den Entschluß faßte, sich von seiner Frau zu trennen. Noch am Abend selbst hatte er nicht daran gedacht. Da hatte sie die neue große Rolle gespielt. Das Stück war zu Ende, aber der Vorhang mußte oft wieder aufgehen. Er flog in die Höhe, als hätte die Begeisterung, die wie ein froher Sturm durch den Saal sauste, ihn emporgelegt. Immer wollte er wieder herabfallen, aber immer wurde er von dem wehenden Athem des Beifalls gleichsam wieder emporgeblasen. Hermann Lohse stand im Parquet und schaute, wie seine Frau herankam, um sich zu verneigen. Er empfand einen Schimmer von Hoffnung. Diese schäumende Welle von Erfolg raste so viel Bestimmtheit mit sich hinweg; und der Ausblick auf seine Frau schien ihm plötzlich wieder frei. Er war auch selber noch benommen von Dem, was sie jetzt da oben gespielt hatte. Dieses letzte Ausschreien von ihr, als sie sich dem Manne an die Brust warf, der in dem Stück ihr Geliebter war, dieses schluchzende Umschlagen ihrer Stimme hatte ihn, wie Alle, ergriffen. Und jener merkwürdig kindlichen Geberde der Härlichkeit, mit der sie zum Nacken des Mannes hinauslangte, schückte ihn und doch Besiß ergreifend und unaussprechlich anmuthig, hatte er sich näher gefühlt als die Andern. Diese Geberde sah er, wie etwas Unbekanntes, Neues und zugleich wie Etwas, das doch sein Eigenthum war. Er hoffte, diese von Beifall erschütterte Minute werde auch in ihr Manches lösen und aufschließen. Aufmerksam und angestrengt sah er zu Elisabeth hinauf, wie sie vor den Vorhang trat, leuchtend und trunken in all der Kraft, die jetzt noch in ihr forschwang. Ihr kleiner, fester Körper federnd gestrafft, ihr frisches, rundes Gesicht unter der leichten Schminke erblässhend und nur am Rinn von jähher Röthe überhaucht und ihre grauen Augen jetzt hellblau glänzend und wie entrückt ins Licht gehoben. Alle seine künstlerischen Instinkte verehrten sie in diesem Augenblick. Dann kam sie wieder und wieder und er sah, wie ihre Erregung sich entspannte, wie das Hochgefühl von ihr wich, die Trunkenheit von ihr abfiel. Er merkte, daß sie ihre Schritte eiliger nahm, daß sie weg wollte von der Rampe und ungeduldig war, sich durch das Rufen der Menge aufgehalten zu sehen. Daß ihr Gesicht wieder still wurde, verschlossen und mürrisch, merkte er; und seine Hoffnung verzagte. Das war wieder die Elisabeth von zu Haus.

*) Herr Felix Salten, der in dem Einaktercyclus „Vom anderen Ufer“ gezeigt hat, daß von seiner Verbe das Theater noch viel erwarten darf (das Theater, das hungert, vielleicht noch mehr als das Drama), ist auch einer unserer guten Erzähler. Noch merkt man ein Bißchen zu oft, daß er das Beste gelesen und regipirt hat. Doch diese literarische Kultur müssen wir an so vielen Deutschen (auch der härtesten) vermissen, daß wir uns fast freuen, sie hier bei Einem zu finden, der die glühende Last, ohne zu erlahmen, zu tragen vermag. Und schon wird auch eine Persönlichkeit sichtbar. „Herr Wenzel auf Rehsberg und sein Knecht Kaspar Dindel“: eine gute Novelle. Der Band „Künstlerfrauen“ (der bei Georg Müller in München erscheint und der die hier gedruckte Satire bringt) giebt etwas leichtere Waare; in allerliebster Verpackung. Taubels Femmes d'artistes, in denen der Dichter der Sapho erkennbar ist, sind nicht erreicht (der wiener Ungar wollte auch Anderes); aber das Buch des Jüngeren ist sich sehr angenehm und kann den Psychologen laben. Ein Erzähler für gebildete Leute. Den konnten wir brauchen.

Dennoch lief er nach der Bühnenspforte, um sie zu erwarten. Auf dem Weg dahin sagte er sich, daß sie ja verlangt habe, er solle gleich nach Hause gehen und dem Dienstmädchen wegen des Nachtessens Bescheid sagen. Er fürchtete eine Sekunde, sie werde zornig sein, weil er Das nicht gethan habe. Aber dann wies er diesen Einfall ab. Jetzt mußte er sie haben, jetzt gleich. So, wie sie aus dieser kleinen Thür hier trat, durchwärmt von der Arbeit und vom Triumph des Abends. Ruhte für sich, für sie Beide nützen, was jetzt noch, auf dem Heimweg, in ihr verglühete; irgendein Gefühl daran entzünden, das sie ganz zusammenbrächte. Von hier bis in die Wohnung: Das war ein richtiger Uebergang. Man konnte gestärkt zu Haus anlangen und viele trübe Stimmungen, die da in den Zimmern haften, damit vertreiben. . . . Er stand mitten unter der Schaar der Enttäuschten, die, wie er, auf Elisabeth warteten. Studenten, Schauspielschülerinnen, Ladenmädchen und Gymnasiasten. Viele erkannten ihn und schauten ihm mit jungen, freudigen Augen an. Er hörte seinen Namen flüstern. „Die weiße Grotte“, sagte Einer dicht neben ihm. Hermann Lohes neuer Roman hieß so. Ein blasser, junger Mensch warf ihm einen dunkel bohrenden Blick zu. Feindselig beinahe. Zwei junge Mädchen sahen himmelnd zu ihm auf. Er fühlte sich von Achtung, Neugier, Eifersucht und Staunen umgeben.

Elisabeth kam herausgelaufen, verummummt, die Kapuze tief in die Stirn gezogen, hielt den Mantel mit beiden Händen zusammen. Ihre feine Nase stach streng aus den herabfallenden Spigen und Bändern hervor. Hermann half ihr durch das zudrängende Getümmel in den Wagen. Als die Pferde angezogen, schrien die jungen Leute „Hoch!“ und warfen Blumen herein. Elisabeth sagte sofort: „Was machst Du denn hier? . . . Ich hab' Dir doch gesagt, Du sollst direkt nach Hause gehen.“ Hermann griff nach ihrer Hand: „Elisabeth, ich mußte Dich früher sehen, Dir sagen: Kind, es war das Schönste, was Du je gegeben hast.“ Sie ärgerte sich: „Jetzt wird das Mädchen wieder nicht wissen, wann ich komme, jetzt wird der Tisch nicht gedeckt sein. . . .“ Er wiederholte den Anlauf: „Geliebte, dieser letzte Akt, Das war was. . . . Also. . . ich bin jetzt noch so tief ergriffen. . . ich. . .“ Elisabeth seufzte: „Und die Schnitzel werden nicht eingelegt sein und ich werde wieder warten müssen, bis mir übel wird. Nichts kann man von Dir haben, — nichts.“ Hermann seufzte auch und schwieg.

Während des Essens machte er noch einen Versuch. Aber sie schnitt ihm das Wort ab und wollte wissen, ob er beim Zimmerpuyer gewesen sei. Nein, er war nicht dort gewesen. Warum denn nicht, wollte sie wissen. „Es liegt doch am Weg, Du hättest doch nur eine Sekunde dazu gebraucht und ich habe Dir doch gesagt, Du sollst nicht vergessen.“ Er war einfach fertig und glittete vor Enttäuschung und Zorn: „Ich hab' gearbeitet, verheißt Du; es blieb mir dann keine Zeit; ich wäre zu spät ins Theater gekommen.“ Sie jammerte: „Jetzt kann der Fußboden morgen früh wieder nicht gewischt werden! Nichts kann man von Dir haben.“ Er schrie sie an: „Ich hab' gearbeitet. . . .“ Nachdem abgeräumt war, klingelte sie nochmals dem Mädchen, ließ sich das Wirtschaftsbuch geben, setzte eine Brille auf, denn sie war kurzichtig, und begann zu rechnen: „Ein Kilo Butter. . . ja, stimmt; zwei Hühner. . . na, hören Sie, die sind aber theuer. . . Was? Schon wieder Zucker? Ja, um Gottes willen, wo kommt denn der Zucker hin?“ Es machte ihn toll. Diese Brille erbitterte ihn jedesmal und dieses Versinken in Butter, Hühner, Zucker brachte ihn außer sich. Er stieß seinen Sessel zurück, sprang auf, rannte

hinaus und warf die Thür hinter sich zu, daß die Wände bebten. In seinem Zimmer schaute er mit wilden Blicken umher. Der Tonfall, dieser verdärrerte Tonfall, mit dem sie gesagt hatte: „Um Gottes willen, wo kommt denn der Zuder hin?“ grub sich in sein Ohr. Er nahm einen Wasserkrug, der da stand, schmetterte ihn zu Boden und brüllte nachlässend: „Wo kommt denn der Zuder hin?“

Am anderen Morgen hörte er das kreischende Schürfen der über den Fußboden getriebenen Bürsten in den Halbschlaf hinein. Der Zimmerpuzer war da. Elisabeth hatte das Haar mit einem über der Stirn geknüpften blauen Tuch eingebunden, hatte eine verwaschene Satinblouse an, die ihr lose an den Hüften herabhängte, und trug einen zerklüftenen, schwarzen Unterröck. Sie werkte im ganzen Haus umher. Verbissen klopfte sich Hermann an, sah diesem Tag entgegen wie einem neuen, quälenden Ungemach, das näher und näher kam; und er revoltirte. Es packte ihn plöglid und er fuhr auf Elisabeth los: „So geht es nicht weiter . . . Hörst Du? . . . So können wir Zwei nicht mit einander leben . . . Hörst Du? . . . Ich halte Das nicht aus. Ich nicht!“ Sie stand vor ihm und blickte mit ihren grauen Augen und mit ihrem gesunden, vom Wirthschaften erhitzten Gesicht zu ihm auf. „Was willst Du denn?“ Er nahm sich zusammen und sagte entschieden: „Was ich will? Daß ich mit Dir nicht leben kann, daß ich mich von Dir scheiden lasse: Das will ich. Und jetzt weißt Du.“ Ihre Augen wurden stählern blau: ihr Mund öffnete sich ein Wenig. Hermann dachte blyhschnell an die merkwürdige Geberde der Zärtlichkeit, die er gestern an ihr gesehen. Wenn sie jetzt damit zu seinem Nacken herauflangen würde, dann war Alles gut. Sie blinzelte. „Verrück!“ sagte sie leise. Er lief davon; und die Thür kratzte wieder hinter ihm ihns Schloß, daß die Wände bebten.

Durch die nächsten Straßen rannte er, durch den Park, um den Teich herum; und dann warf er sich auf eine Bank. Das dauerte nun drei, vier, fünf Jahre so. Er dankte dafür. Dabei gingen seine Nerven zu Grunde, dabei ging sein Talent kaputt, sein Arbeiten und seine Lebensfreude. Er dankte dafür. Das hatte er sich anders gedacht, damals in der einsamen Alpenwirthschaft, als er die Bekanntheit der berühmten Hofschauspielerin machte. Das war hübsch gewesen. Er nach dem ersten Kummel, den seine Bücher erregt hatten, sie nach einem Winter voll großer Erfolge. Ihm gefiel es, daß sie da oben aussah wie ein Baueramädchen. Und sie fand es nett, daß er so gar nicht einem „Doktor“ gleich. Wie toll waren sie gewesen, hatten sich in den acht Wochen in einander verliebt, gleich verlobt und da draußen noch geheiratet. Das Kuffehen dazu in der Stadt! Na, er hatte ja wegen seiner ledigen Schriften Feinde genug. Und jetzt kamen noch so viele Reider dazu, weil er die berühmte Elisabeth Grädner zur Frau hatte. Was da die Zeitungen Alles schrieben!

Der König war sehr freundlich gewesen, hatte Elisabeth die Ehebewilligung nachträglich ertheilt, sie beglückwünscht und ihr, gewissermaßen als Hochzeitgeschenk, die Medaille für Kunst verliehen. Hermann erinnerte sich, wie der Intendant gekommen war, um ihr die Auszeichnung persönlich zu überbringen. Elisabeth war gerade damit beschäftigt, die Thürklinke und Fensterriegel zu puzen. Wie heute trug sie das Haar damals eingebunden, hatte auch so eine unrettbare Blouse an. Wenn er es bedachte: einen Monat nach ihrer Verheirathung! Der Intendant hatte gelacht und die Situation reizend gefunden. Elisabeth war ganz unbefangenen ge-

blieben. Dann mußte sie zum König in die Audienz gehen. Hermann Vohe hatte später erfahren, daß der König gesagt habe: „Der Name Ihres Mannes ist mir schon bekannt. Er soll ja sehr freie Sachen schreiben, wie ich höre.“ Elisabeth aber war damals nach Hause gekommen und hatte erzählt: „Der König hat mich gefragt, warum Du solche Schweinereien schreibst.“

Hermann Vohe dachte daran, mit welchen Erwartungen er ihr den ersten Roman zu lesen gab, den er seit seiner Heirath vollendet hatte. Sie sagte nur: „Du, Das ist falsch, was Du vom schwebenden Flug der Schwalben schreibst. Die schweben ja gar nicht; die haben immer zu eilig dazu. Die schleudern sich ja oder sie schießen durch die Luft; sie rennen.“ Er sah es ein. Aber sie machte aus diesem Fehler einen Quersalken, mit dem sie die Zugänge zu einer Unterhaltung über das Buch verammelte. Sie behandelte diesen Fehler wie eine kleine Explosionspatrone, mit der man einen Steinblock in Stücke sprengt. Das ganze Werk flog in Splitter, Häute auseinander. Hermann gab ihr nichts mehr von seinen Arbeiten zu lesen. Sie verlangte auch nicht danach. Und wenn dann wieder er sich ihrer Kunst nähern wollte, hielt sie ihn mit Schreierappen, Staubbesen, mit zerschlagenen Unterröcken, Kopftüchern, Brille und Wirtschaftsbüchern davon ab. Er hatte sich oft gefragt, wo denn ihre Kunst eigentlich sei, hatte sie angeschaut, wenn sie in dem Haus herumsegelte, einer Magd gleich oder einer Kleinbürgerfrau, und sich gefragt, ob sie denn wirklich eine Ahnung von Kunst haben könne.

Er selbst liebte, in rauschenden Worten von Kunst zu sprechen. Er wollte, auch wenn er nicht am Schreibtisch saß, tönen lassen, was in ihm nach Klang und Ausdruck begehrt. Er wurde so frühlich, wenn er es that, und so mühsig, und so schön gerührt dazu. Mit ihr konnte er Das nicht. Und jetzt war er dran, seine Fröhlichkeit wie seinen Muth zu verlieren. Er wurde wieder zornig. Hatte sie ihm nicht auch seine Freunde vertrieben? Einmal, abends, als es gemüthlich werden wollte, mußten Alle fortgehen, weil Elisabeth gerade heraus gesagt hatte, jetzt sei's genug, sie lasse sich die Wohnung nicht mit Rauch verpfänken. Einmal wieder hatte sie seinen Freund Rudolf fortgeschickt, weil er den Schnupfen hatte, und ihn noch beleidigt, indem sie ihm erklärte, mit so einer Nase gehe man nicht herum die Leute anstehen. Einmal wieder, als ein berühmter Gast ihn besuchte, war Elisabeth ins Zimmer gekommen, um zu sagen: „Entschuldigen Sie, aber mein Mann muß jetzt zu Tisch; das Essen wird kalt.“ Fünfzig, hundert solche Begebenheiten fielen ihm ein. Ruhte er nicht jedesmal zittern, wenn irgendwer zu ihm ins Haus kam? War Das ein Leben? Und sein Stolz entsachte sich mehr und mehr. Der Gatte einer gefeierten Schauspielerin sein, eine Künstlerin führen, als ein berühmtes Paar mit einander leben; er wußte jetzt, wie Das in Wahrheit aussah. Und er dankte dafür.

Er lief zu einem Advokaten und setzte ihm auseinander, daß es so nicht weitergehe; daß er ein Ende machen wolle. Der Advokat hörte ihn lächelnd an, überlegte zunächst eine Weile und sagte dann: „Es ist möglich, daß Ihre Frau so ist, wie Sie mir sie schildern. Die ganze Stadt aber sieht sie anders. Als ein liebreizendes, wunderbares, göttiges Geschöpf, als einen Engel, wissen Sie. Nicht wahr? Nun also. Sie dagegen gelten doch mehr für einen wilden Mann. Wenn es zur Scheidung kommt; bedenken Sie das Wiefenaussprechen. Es ist klar, daß alle Sympathien bei Ihrer Frau sein werden. Bismlich leidenschaftlich sogar. Na,

sehen Sie! Dann sind Sie es, der unseren Liebling unglücklich gemacht hat. Ich glaube nicht, daß Ihre Position als Schriftsteller stark genug ist, um Das auszuhalten. Keinesfalls könnten Sie hier in der Stadt bleiben. Das wäre wirklich unmöglich.“ Hermann Lohe entgegnete heftig, die Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil könne ihn jetzt nicht beeinflussen. Sein Leben werde in dieser Ehe zerstört. „Na, und nachher,“ meinte der Advokat, „wird es auch zerstört sein. Denn überall wird Ihnen Das nachhängen, daß Sie der Mann der herrlichen Gräbner waren und daß Sie sie unglücklich gemacht haben. Und wenn Sie selbst laut Alles sagen wollten, was Sie Ihrer Frau vorwerfen: glauben Sie nur ja nicht, daß Sie damit gegen das ideale Bild ankommen, das sich die Oeffentlichkeit von der Elisabeth-Gräbner gemacht hat.“ Hermann Lohe wußte nicht viel zu antworten. Und der Advokat entließ ihn mit dem Schluß: „Ueberlegen Sie die Sache. Wir können ja noch darüber reden.“

Tage vergingen. Hermann Lohe ging umher und dachte: „Jetzt sitze ich in dieser Ehe eingekesselt. Elisabeth ist eben die Stärkere. In ihrer Beliebtheit ist meine Arbeit, mein Ruf, mein ganzes Leben versangen wie in einem Reg.“ Er sagte Entschlüsse: „Gut. Wir werden beisammen bleiben. Aber Jedes geht seinen Weg für sich. Sie rechts und ich links.“ Er that sich leid und wurde gerührt. Seit er ihr gesagt hatte, er wolle sich scheiden lassen, sprach er kein Wort mehr mit ihr. Sie schien es nicht zu merken. Aber sie redete ihn auch nicht an. Dennoch wartete er darauf; und litt, weil sie es nicht that.

Wochen vergingen, voll Unschlüssigkeit und Schwankungen. Wieder spielte Elisabeth eine neue Rolle. Und wieder war Hermann im Theater, stand im Parquet, hörte den Beifall, der wie ein Wolkenbruch auf Elisabeth niederging, sah, wie sie vortrat, die Schultern neigte und sich überschüttet ließ. Dabei bebte er vor Aufregung, denn sie hatte Alles gegeben, wonach er in diesen langen Wochen schmachtete. Demuth und Jüneligung und Abbitte und Versehen und Antheilnahme. Den ganzen Zwisch, der ihr Leben führte, der sie Beide von einander trennte, fand er wunderbar emporgehoben und mit unjügllicher Zartheit, mit formender Kraft dargestellt, in Kunst verwandelt. Was ihm vorgeschwebt hatte, daß sie es empfinden müsse: Das empfand sie dort oben auf der Bühne, spielte es, lebte es; aber Spiel und Leben so tief in einander verstrickt, daß er manchmal von einem Tiefklang ihrer Stimme, von einem Beben ihrer Hände wie von einer an ihn persönlich gerichteten Botschaft berührt wurde. Und ehe er noch davon erschüttert sein konnte, entschwebte alles Persönliche wieder höher, ferner und ergriff ihn auf andere, mildere und bessere Art.

Er eilte geradeaus vom Theater nach Haus, verschloß sich in sein Zimmer und ließ sie bei Tisch allein. Diesmal wollte er sich den Abend nicht verderben, indem er vielleicht wieder mit ihr zu reden versuchte. Er wußte jetzt, daß sie sich in ihrem Gemüth irgendwie mit ihm beschäftigte. Das war ihm einstweilen genug. Am anderen Morgen ging er früh aus. Beinahe verstoßen. Er spazierte durch die Straßen, blieb an den Schaufenstern stehen und fand eins, darin lauter Bilder von Elisabeth hingen. Die Leute drängten sich, um die Photographien zu sehen. Auch Hermann betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Er sah in dreißig, vierzig Varianten dieses runde, frische Gesicht, lächelnd, mit einem süßen Lächeln; er sah es ernst, mit träumerisch verhängten Blicken, er sah es mit jenem entschlossenen

Ausdruck, in dem so viel Verbe lag, und er sah es schmerzlich verzogen, ganz von Seele übergossen, die hellen Augen stöhlernd schimmernd. Er sah die Leute an, die den Duft dieses Besten einschlürften und ihn mit in ihren Alltag nahmen. Er sah Leute auf ihren Geschäftsgängen innehalten, herantreten und den Bauer dieses Antlitzes mit aufgeschüttelten Mienen genießen. Er ging weiter; und überall war sie zu sehen. Elisabeth Gräbner-Lohe. Von allen Seiten rief der Name. Auf Schritt und Tritt winkten ihre Bilder, winkten ihre Augen, ihre Lippen, ihr Lächeln, grüßten und glänzten wie aus einem anderen Bereich in das Wühlen und Treiben der Straßen. Auf einmal war ihm die ganze Stadt erfüllt und erleuchtet von ihrem Wesen. Es strömte fühlbar dahin. Jeder hing einen Hauch davon ein. Jeder empfand es. Hermann ging heimwärts.

Als er die Wohnung betrat, sah er sie in der Küche wirthschaften. Die kleine, feste Gestalt, von der farblosen Blouse umhangen, stand sie über eine Pfanne gebeugt, ernst und fleißig, und glich einer Magd. Sie schaute gar nicht auf; und Hermann erreichte sein Zimmer. Er staunte. Sein Begehren nach Aussprache, nach Theilnahme, nach Schwärmerei und Behagen, dieses Begehren, das so lange vergebens hinter ihr hergelaufen war, sehnüchelig, ungeduldig, verwaist, dann geirrt, verbittert und wüthend, schwieg jetzt. Er kam sich schwach vor. Und empfand plötzlich, wie in ihm eine ungekannte Ehrerbietung schwoll vor der Frau da draußen, die mit triebhafter Sicherheit ihre Kräfte beisammenhielt, die den Mund nicht aufthat, um über ihre Kunst zu sprechen, und die alle Menschen von sich abhielt, um allein zu sein mit sich. Nicht ein Schändel, nicht eine einzige gekräuselte, gezierte Linie war in ihrem Wesen. Nicht eine Spur von all dem Tand, der ihrem Beruf so leicht anhaftet, um ihn zu schmücken, kam ihr nah. Sie gab sich her, wenn sie da oben stand, auf der Bühne; und was konnte sie nicht Alles geben aus ihrer unverbrauchten Fülle! Dann aber tauchte sie wieder schnell in die Gewöhnlichkeit, ließ sich nicht belauern, nichts abfordern, warf sich mit Bier auf einfache Verrichtungen, auf schlichte, gegenständlich greifbare Arbeit, hing sich ans Leben, dort, wo es mechanisch, handlich und im Nächsten zweckhaft war. Er kam sich schwach vor.

Elisabeth stand in der Thür. Sie hielt eine große Schüssel im Arm, gegen die Hälfte gestützt, und trieb mit einem Lochlöffel feinen, goldgelben Teig ab. „Könntest Du nicht zum Hafner gehen?“ fragte sie, unaufhörlich dabei den Teig schlagend. „Die Röhre ist schlecht; er soll gleich einmal kommen, sonst kann ich den Strudel nicht baden.“

Hermann nahm rasch seinen Hut. „Natürlich“, sagte er sanft, „ich gehe schon.“ So sprachen sie also wieder mit einander. Und es fiel ihm nicht ein, von ihrem gesteigerten Spiel oder von ihrem Erfolg oder von sich zu reden. Als er jedoch in der Thür an ihr vorbei mußte, umschlang er sie plötzlich, mit demselben Zugreifen, wie eine Magd, und küßte sie schnell. Sie stieß ihn von sich. Aber sie lachte frohlich und gewonnen hinter ihm drein.



Eisenbahnpolitik.


 In Menschenalter ist seit der Aera der Eisenbahngründungen vergangen. Vor fünfzig Jahren setzte die Spekulation ihre Hoffnungen auf das neue Verkehrsmittel. Die Welt sollte es umspannen; und die Phantasie der Unternehmer eilte dem gemessenen Schritt der Techniker weit voran. Ein Glück war's, daß das Privatkapital in kühnem Vorwärtsdrängen alle Bedenken über den Haufen warf; wäre es nach der ängstlichen Bedächtigkeit der Staatenlenker gegangen, dann hätte das kontinentale Europa nicht so früh ein engmaschiges Eisenbahnnetz bekommen. Die Regierenden ließen den privaten Unternehmern den Vortritt und warteten auf die sichere Beute. Im Deutschen Reich begann am Anfang der siebziger Jahre die Verstaatlichung der Eisenbahnen; jetzt giebt es, außer den ins letzte Jahr ihres privaten Daseins gelangten Pfälzischen Eisenbahnen, nur noch wenige private Nebenbahnen. Die staatliche Monopolisirung des wichtigsten Verkehrsmittels hat in Deutschland raschere Fortschritte gemacht als in irgendeinem anderen Lande. Der materielle Erfolg war freilich nicht überall gleich. Während die preussischen Staatseisenbahnen ihr Kapital mit 7½ Prozent verzinsen, haben Bayern und Sachsen eine Eisenbahnrente von weniger als 3 Prozent. Der preussische Finanzminister ist in der angenehmen Lage, die Gläubiger des Staates auf das werthvolle Aktium der Staatsbahnen hinweisen zu können, deren Rentabilität für die Aufnahme neuer Anleihen noch einen weiten Spielraum läßt. Und die preussische Anleihenpolitik ist eng mit der Eisenbahnwirtschaft verknüpft. „Daß ein Staat Schulden macht, ist so lange unbedenklich, wie es dazu dient, Eisenbahnen zu bauen oder zu erwerben.“ Dieser Satz ist durch die preussischen Verhältnisse bestätigt worden. Auch Bayern hat zum größten Theil Eisenbahnanleihen ausgenommen; aber das Ergebniß seiner Eisenbahnpolitik kann sich nicht mit dem Preußens messen. Die Rente der Bahnen verschlechtert sich von Jahr zu Jahr und die für die Anleihen aufzubringenden Zinsen erhöhen sich mit den allgemeinen Geldsätzen. Die langsame Entwickelung der Industrie und der geringe Kohlenvorrath haben die Ergiebigkeit der bayerischen Staatsbahnen gehemmt. Daß, unter der suggestiven Wirkung partikulärwirtschaftlicher Ideen, der Eintritt in die preussisch heftigste Eisenbahngemeinschaft abgelehnt wurde, bedauert heute wohl Mancher. Der Ausbau der Wasserkräfte und die dadurch ermöglichte Elektrifizirung der Staatsbahnen könnte Bayerns Eisenbahnpolitik einen europäischen Ruhm bringen. Die von der Verwendung der Elektrizität zu erwartende Verbilligung des Betriebes würde die Verzinsung des Eisenbahnkapitals erhöhen; und Bayern könnte dann vielleicht einmal mit Preußen auf der Basis der Gleichwerthigkeit unterhandeln. Die Möglichkeit, daß die Bundesbahnen zu Reichseisenbahnen werden, ist nicht ausgeschlossen; und dann macht natürlich der Staat das beste Geschäft, der die höchstrentirenden Eisenbahnen zu vergeben hat. Mit der Vereinheitlichung des Eisenbahnbetriebes würde sich die Konzentrirung der Anleihenschulden verbinden. Die Gläubiger der Bundesstaaten hätten sich dann an das Reich zu halten und die deutsche Anleihenwirtschaft würde der anderer Großmächte ähnlich. Vielleicht pachteten dann wieder Privatunternehmer die Eisenbahnen.

Während bei uns das Privatkapital im Eisenbahnwesen kaum noch Bedeutung hat, steht es im Ausland mitten im Kampf um seine Rechte. Draußen macht die Verstaatlichung langsame Fortschritte. Oesterreich hat erst in den letzten

Jahren mit der Uebernahme der Privatbahnen begonnen und ist jetzt der Staatseisenbahngesellschaft, der Nordwestbahn und der Südnorddeutschen Verbindungsbahn an den eisernen Leib gegangen. Der Unterschied nationaler und privater Wirtschaftsaufführung, (H. auch, hier, sichtbar. Der. privater. Uebernehmer. vork. Ihre. un. die Höhe seiner Rente als an die Betriebsbedürfnisse. Dadurch leidet die Sicherheit und Ehrlichkeit des Dienstes; die Oesterreicher wissen davon ein Lied zu singen. Daß trotz der Verwendung eines oft vorfindlichen Schienenmaterials auf völlig unzureichender Bettung und bei nur eingleisigem Betrieb auf überlasteten Strecken nicht noch mehr Unglücksfälle vorgekommen sind, hat man wohl nur der Thatsache zu danken, daß der österreichische Landsturm noch immer langsam marschirt. Aber der Fiskus zeigt geringes Verständnis für die erfolgreichen Grundzüge der Privatunternehmer und fordert energisch die Durchführung unterlassener „Investitionen“. Die Nordwestbahn, zum Beispiel, wurde durch den Spruch des Verwaltungsgerichtshofes zum Bau eines zweiten Gleises verurtheilt. Die Kosten muß die Gesellschaft tragen; der Staat will, auch wenn er die Bahn vor der Fertigstellung des neuen Gleises übernimmt, von dieser Ausgabe frei bleiben. Die Bahn soll möglichst billig erworben und dennoch der Anspruch der Aktionäre befriedigt werden. Doch Oesterreich ist das Land der „Formeln“; dort findet man stets einen Ausgleich, der einem harten Geschick die ärgste Bitterniß nimmt. Die staatliche Ueberlegenheit verführt ja leicht zu dem Versuch, dem privaten Kapital Gewalt anzuthun. (Dabei braucht man noch nicht an einen so argen Fall wie den der Transvaalbahn zu denken.) Unter unerfreulichen Begleitererscheinungen vollzieht sich die Eisenbahnverstaatlichung in der Schweiz. Die Behandlung der mächtigen Aktionäre der Jura-Simplonbahn, der Nordostbahn und der Centralbahn forderte die Kritik dreist heraus; die Bundesregierung ließ die Billigkeit, die sie dem im Schweizerland arbeitenden fremden Kapital schuldet, vermessen. Deutsche Aktionäre haben darunter eben so zu leiden gehabt wie Oesterreicher, Franzosen und Italiener. Seltsam, daß gerade die Schweiz, deren wirtschaftliche Entwicklung auf den Zustrom ausländischen Geldes angewiesen ist, sich zu so brüskem Vorgehen entschloß. Bei der Aktion zur Verstaatlichung der Gottthardbahn sieht es nicht viel besser aus als bei den früheren Aktionen; nur wird das deutsche Kapital davon weniger berührt.

Die privaten Unternehmer müssen schließlich doch immer der Gewalt weichen. Zuerst gab ihnen der Staat die Konzession zum Eisenbahnbau, weil er selbst das Risiko nicht tragen wollte; nachher heißt: „Öto-toi, quo je m'y mette!“ Der Eisenbahnaktionär ist, wenn man eine Skala der Selbständigkeit aufstellt, der unfreieste; wenn er nicht etwa einer so starken Majorität sicher ist wie das Haus Rothschild in Oesterreich und Frankreich. Das kümmert den Spekulanten nicht; wer aber zu dauerndem Besitz Eisenbahnaktien erworben hat, muß bluten, wenn das private Kapital durch den Fiskus abgelöst wird. Auch die Börse leidet dann unter der Verringerung der Eisenbahnwerthpapiere. Die österreichischen Staatsbahnaktien, die an der Börse, ihrer Abstammung wegen, Franzosen heißen, gehören zu den wichtigsten Spielpapieren. Das Selbe gilt von der Südbahnaktie (Lombarden). Nach und nach werden diese Papiere verschwinden; wird dann Ersatz zu finden sein? Ob sich taugliche Nachfolger finden, ist auch hier zweifelhaft. Jede mögliche Veränderung in der Kontrolle der Eisenbahnen wirkt auf die Effectenmärkte. Das hat man besonders an den Entwicklungsstadien der amerikanischen Eisenbahnen gesehen.

Eine völlige Verstaatlichung der großen Bahnsysteme ist drüben fürs Erste nicht zu erwarten. Die Kapitalisierung der Bahnen, die den Betrag von fast 17 Milliarden Dollars erreicht hat, beruht auf einer Verschmelzung verschiedener Faktoren des Wirtschaftslebens; wer die Eisenbahnen verstaatlichen wollte, müßte zugleich in die Sphären der Industrie, der Finanzwelt und der Versicherungsgesellschaften eingreifen. Daß Repräsentantenhaus und Senat die Rücksicht auf Petroleum-, Stahl- und andere Trusts ganz vergessen, ist nicht wahrscheinlich. Man möchte die Eisenbahnen jetzt der Kontrolle eines Reichseisenbahnministers unterstellen, dessen Kompetenzen weiter als die der zwischenstaatlichen Handelskommission reichen sollen. Daß man nicht mehr erreichen kann, ist die Folge eines durch Inzucht erzeugten Privatkapitalmonopols. Die Steigerung des Betriebskoeffizienten bei den amerikanischen Eisenbahnen ist zum Theil durch die schrankenlosen Kapitalinvestitionen zu erklären, zu denen der Privatbetrieb ja besonders leicht verführen kann, wenn der Ertrag zur Agiotage so stark ist wie bei den smarten Leuten in Amerika.

Daß die privatkapitalistische Inzucht auch ganz andere Ergebnisse haben kann, lehrt ein Blick auf Frankreich. Die französischen Privatbahnen sind die bestrentirenden Eisenbahnen der Welt. Eine Konkurrenz mit Staatsbahnen giebt es nicht; das einzige Staatsbahnnetz ist klein und berührt die Linien der Privatbahnen nicht. Bei den sechs französischen Eisenbahngesellschaften (Südbahn, Paris-Orleans, Paris-Lyon-Mittelmeer, Nordbahn, Ostbahn, Westbahn) ist ein über 55½ Prozent hinausgehender Betriebskoeffizient nicht zu finden, während, zum Beispiel, in Preußen das Verhältnis der Ausgaben zu den Einnahmen schon seit dem Jahr 1897 nicht mehr auf einem so niedrigen Niveau war; heute sind über 63 Prozent. Die konservative Eisenbahnpolitik Frankreichs soll nun, nach fünfzigjähriger Dauer, aufgegeben und die Verstaatlichung begonnen werden. Bis jetzt hat die Regierung vom Parlament nur die Erlaubniß erwirkt, über den Rückkauf der Westbahn zu verhandeln. Bis zur Verstaatlichung aller Hauptlinien ist der Weg noch weit. Das in den französischen Eisenbahngesellschaften arbeitende Kapital beträgt rund 16 Milliarden Francs. Das ist wenig im Vergleich mit dem Anlagekapital der englischen Eisenbahnen (26 Milliarden Mark.) Dieses Kapital verzinst sich mit kaum 3½ Prozent. Für Frankreich würde die Verstaatlichung eine weitere Immobilisierung des privaten Kapitals bedeuten. Abgesehen von den großen Summen, die in 2½- und 3prozentigen Eisenbahnpapieren angelegt sind, kommen die rund 1200 Millionen Francs nominellen Aktienkapitals in Betracht, denen bei der Umwandlung der Privatgesellschaften in Staatsbetriebe die Zuflucht in dreiprozentige Staatsrente bleibt, wenn sie nicht ins Ausland gehen wollen. Welcher Weg in solcher (noch fernem) Nothlage gewählt würde? Das hinge wohl von politischen Stimmungen ab.

Die neue Phase in der Entwicklung des Eisenbahnwesens, die in Deutschland mit seinem ausgebreiteten Staatseisenbahnnetz eben so wie in den Ländern des Privatbetriebes eingetreten ist, muß zu einer Einschränkung der Ausgaben führen, die neuer Steigerung der Betriebskoeffizienten vorbeugt. Die Eisenbahnen sind überall das wichtigste Aktivum der Staaten; und eine gesunde Finanzwirtschaft fordert, daß man diesen Vermögensposten nicht unter den Nullpunkt des Normalwerthes sinken läßt. Die Kosten der Eisenbahnen setzen sich aus Löhnen und Gehältern und aus den Ausgaben für die Betriebsmaterialien zusammen. Auf die erste Koordinate ist schwerer als auf die zweite Einfluß zu gewinnen. Lodon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 475 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915

" 7916

Kuxenabteilung.

Ausführung aller ins Bankfach zugehörigen Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Telegramme: Ulrich & Co.

Reichsbank-Giro-Konto.

**MURATTI**

Alle Waffen sind

staatlich geprüft!

Reichs Z
umsonst u. portofrei.

Doppelhant. Kal. 16 v. 22,25 M., Gartenbüchshant. 15.— M., Drillinge, Kal. 16, 9,3 9l.— M., Scheibenhüch. 34,50 M., Gartenschungs 4,50 M., Luftgewehr 3,75 M., Revolver 3,20 M., Pistolen 1,20 M. an bis zu den feinsten Ausführungen.

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.**„Euryplan“** Doppel-Anastigmat
in den Serien F. 1. A. F. 6.5. F. 6. F. 4.5
Schulze & Billerbeck
D. R. P. 135742. Wz. 87942.
Katalog gratis. Berlin SO. 36, Reichenberger Strasse 121 E.**Deutsche Schiffbau-Ausstellung**

BERLIN 1908.

Ausstellungshallen am Zoologischen Garten

Juni—Oktober

Donnerstag Elite-Tag

Täglich von 10 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends geöffnet

**Prof. Dr. Schleich's
Wachspastenpräparate**

BERLIN SW. 61, Gneisenaustr. 109-110.

Wachspasta Dose von 1,30 M. an.

Wachspasta-Seife

Kosmet-Hautcrème Tube 60 Pf. u. 1.— M.

Wachsmarmor-Seife

½ Kilo 80 Pf., 1 Kilo 1,50 und 1,75 M.

Für die Reise:

Marmorseife in Tuben à 60 Pf. macht
Hand- und Nagelbürsten entbehrlich.Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.
Man erbittet kostenlos Broschüre Z.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 24., Sonnabend, den 25., Sonntag, den 26., Montag, den 27., Dienstag, d. 28./7. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstule

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Joh. Freund. Musik von Victor Holländer
Guido Thielscher a. D., Henry Bender, Fritz
Massary, Jas. Josephi, Fritz Schenke usw.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

Von Schriftstellern gegründet u. geleitet

ersucht das Bureau

„Mentor“, München. Schönfeldstrasse No. 28.

G. B. L. i. um Einsendung v. Manuskripten. Keine Uebervorteilung. Programm grat. u. frko.

Schriftsteller

Bekannter Verlag übern. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Amess. günst. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 509. an Haenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Griebens Reiseführer

Neue Ausgaben 1908:

Ober- und Unter-Engadin. M. 1.50.

Hamburg und Umgebung. 22. Auflage. M. 1.75.

Holland. 11. Auflage. M. 3.—.

VERZEICHNISSE
GRATIS

BERLIN W. VERLAG von
ALBERT GOLDSCHMIDT

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.
Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.
Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:
Offerendos, London.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Elektrische Kuren
eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Mozisplatz 1.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
Schulkonferenz. Kollege Bismarck.
Gips' Genosse Schmalfeld. Franco-
Kusse. Der Fall Klausner. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der korsische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Nicöa und Erlurt.
Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein
Celzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-
pacta lex. Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
a. D. Lessings Doublette. Maupassant.
Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. She-
Ma-Tsian. M. d. R. Erolca. Der ewige
Barabas. Sem. Dynamistik. Der 2^e. —
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der
Entenisch.
Jeder Band 8^o. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Fort mit der Feder!



Schreibst Du mit Feder noch so gut,
Weit besser schreibt die **LILIPUT.**

Die neuen

LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell Minima Preis M. 38.—

Modell A. Preis M. 45.—

Modell Duplex Preis M. 58.—

1 Jahr Garantie.

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine
Weichgummitypen. Alle Arten von
Verviel ältigung. Geeignet für alle Sprachen
durch einfache Auswechslung der Typen-
räder. Reismaschine, da nur 3 kg Gewicht.
Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme
i. billig. Preisliste. Glänzend Anerkennung.
Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

Deutsche Kleinmaschinen - Werke
mit beschränkter Haftung.

München 21, Lindwurmstr. 129-131.

Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.
Münchener Ausstellung 1908: Halle II,
Raum 158 und öffentliches Schreibbureau
neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.
(10 Liliput in Betrieb)

Wiederverkäufer überall gesucht.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 63. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39. III. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressur, etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Die grösste Erleichterung in heisser Zeit bietet

Schiessers Abhärtungswäsche aus Ramie



weil sie luftdurchlässig ist, Transpiration mindert, nicht klebend anliegt und bei Zugluft und schnellem Temperaturwechsel Erkältungen verhütet.

Auskunft über Niederlagen und Muster sowie Gutachten etc. gratis und franko durch den Fabrikanten

Jaques Schiesser, Radolfzell W. (Baden)

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Überall zu haben. Preis 85 Pfg. pro Schachtel.

Gegen Husten & Heiserkeit.

Ostseebad Georgenswalde

Saml. Steilküste, Post. Tel. Rauschen, ruhiger vornehm. Erholungsort, Wald, solide Preise. Näh. Badeverwaltung

Im „Virgil“-Verlag, Berlin W., Kantstr. 89
in der Sammlung „Persönlichkeiten“ soeben erschienen:

Maximilian Harden

von P. Wiegler. — 6.— 10. Tausend.

Neue Originalaufnahmen und textlich erweitert.
Preis 30 Pfg. — Vorrätig in allen Buchhandlungen.

OPEL^a Rüsselsheim M.

Nähmaschinen Fahrräder

Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Nervenschwäche^{der} Männer

Anstößliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. arztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.

Diabetes-Bauer

Koetzschbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Stottern

heilt d. schwierigst. Fälle
Garantie nach Wunsch.
C. Buchholz,
Hannover 2, Neubeckstr. 11.

Ehe-schliessungen England

rechtsplgliche, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg
Brook & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91

Geschäftliche Mitteilungen.

Schutz des Teints gegen Sonnenbrand bietet die nach Angabe von Professor Dr. med. Schleich aus reinem Bienenwachs hergestellte Wachspasta, welche der Wachspasta-Seife, Wachsmarmorseife und dem kosmetischen Haut-Crème zugesetzt ist und nach Mitteilung ärztlicher Autoritäten ein Kosmetikum allerersten Ranges darstellt. Wachspasta in Verbindung mit der gleichnamigen Seife angewendet, erfrischt die Haut, gibt ihr Elastizität, verleiht ihr unvergleichlich sammtartigen Schmelz, und schützt sie vor allem gegen Temperatureinflüsse. Die Marmorseife ist bei den täglichen Waschungen und Bädern zur Frottierung der Haut hervorragend geeignet, sie macht Hand- und Nagelbürsten entbehrlich, für die Reise wird sie in stets sauber bleibender Metalltube geliefert. Interessenten erhalten kostenlos eine Broschüre durch die Vertriebsgesellschaft Prof. Dr. Schleich'scher Präparate G. m. b. H., Berlin SW. 61, welche die Präparate allein unter ständiger Kontrolle des Erfinders herstellt.

Der Hamburger Hof in Hamburg, ein Prachthotel allerersten Ranges, das seit einigen Monaten unter der ganz hervorragenden Direktion des Herrn Faraow, des früheren Empfangsches des Hauses, geführt wird, ist einer vollständigen Renovation unterzogen worden, die namentlich in Anbetracht der bevorstehenden grossen sportlichen Ereignisse in muster-gültiger Weise vollendet ist. Das elegante Hotel, das unzweifelhaft in der schönsten Lage Hamburgs, nämlich dem A'sterbassin gegenüber, sich erhebt, hat fast durchweg Räumlichkeiten bekommen, die in jeder Beziehung erstklassig sind, und kann mit den ersten Hotels des Kontinents in Konkurrenz treten. Es sind nicht nur eine Anzahl Salons und Schlafzimmer neu eingerichtet, sondern ein grosser Teil von Zimmern ist mit Bad, W. C. und fliessendem kaltem und warmem Wasser in den Waschlischen hergestellt worden. Der grosse Wintergarten, der einzig in seiner Art dasteht, ist in eine Halle umgewandelt, die dem Gästen nach dem Remdiner bei den lauschigen Weisen der ganz vorzüglichen Hauskapelle einen angenehmen Aufenthalt zum Genuss des Kaffees bietet. Der Hamburger Hof, der seit seinem Bestehen immer von kaiserlichen und königlichen Herrschaften bevorzugt wurde, hat in letzter Zeit wieder Prinz Friedrich Leopold, die Königin Mutter Emma von Holland, sowie den Erbgr. s. Herzog von Mecklenburg-Strelitz, I. H. E. Herzog und Herzogin Ernst Günther von Schleswig-Holstein, I. Kgl. H. Prinzessin Friedr. Leopold von Preussen, I. Kgl. H. Prinzessin Victoria Margarete von Preussen, Sr. Durchl. Fürst Philipp Hohenlohe zu seinen Gästen zählen dürfen; jedenfalls bilden diese Namen ohne Weiteres einen zureichenden Beweis, dass der Hamburger Hof in Hamburg von der vornehmen Welt bevorzugt wird.

Man ahnt sich, aber findet sich schwer.

Psychographologie. Eine nicht alltägliche Methode, den Charakter und das Seelenleben aus der Handschrift zu ergründen, scheint allmählich Anklang in gebildeten Kreisen zu finden. Die Wiener Rundschau V. Jahrgang Nr. 15 schreibt in einem längeren Aufsätze: „Den Namen Psychographologie bildete der in Augsburg tätige Psychograph P. P. Liebe. Die Psychographologie steht nach Methode und Resultaten durchaus isoliert. Vor allem rechtfertigt sie das Sensitive gegen alle Angriffe. Selbsterkenntnis, Erkenntnis, alles echte Wissen, welches wert ist, gesucht zu werden, entstammt allein dem der menschlichen Einsicht so sehr verschlossenen Gebiete des Unbewussten. Die Psychographologie vermittelt in ihrer Methode einerseits, in ihren Resultaten anderseits die Kenntnis jenes Ich, von welchem wir so fern sein wolten.“
Das Tiefe kann nur ein kleines Publikum haben. Darum sagt der Psychographologie (der schon seit 1890 eine vornehme Praxis führt) in seiner anregenden und instruktiven Broschüre, dass er auf seine Sonderstellung und durchaus nicht zu popularisierende Tätigkeit nur solche Menschen hinweisen möchte, die mehr ein inneres Bedürfnis als der Kitzel der Sensation treibt. Personen, die ihr Interesse an der Psychographologie bekannt zu geben wünschen, wollen an den Schriftsteller P. P. Liebe in Augsburg direkt ein briefliches Ersuchen richten.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg n. Rh.
 Moderates Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei-Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL



Bad Pistyan

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt
für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten - Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
 Bürgerliche Preise * *



Photographieren Sie,

wie es Dr. Vogels Taschenbuch dem Anfänger lehrt. In über 60000 Exempl. verbreitet. M. 2.50. Verlangen Sie Probeheft der Amateurreiszeitung „Photograph. Mitteilungen“ vom Verlage
 ●●●● Gustav Schmidt, Berlin W 10.

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



ohne nach den letzten Neuheiten von
Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A.
gefragt zu haben. In allen besseren Spielwaren-Geschäften erhältlich.



Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

R. Richter,
Dresden A. 18. Hühnerplatz 18.

Floegel's

Geschichte d. Grotesk-Komischen

aller Zeiten u. Völker 5. Aufl. 476 Seit. m. 41 zumeist farbige interess. Tafeln, 9 M. geb. 12 M.

Das Geschlechtsleben in England

m. bes. Bezugs auf London. Von Dr. Eug. Dührren 3. Ede. 30 M. Geb. M. 34.50. Einz. käuflich:

- I. Ehe u. Prostitution } 4 10 M.
- II. Die Flagellomanie } 4 10 M.
- III. Die Homosexualität } Gebund. 11 1/2 M.

und andere Perversitäten.

Die sexuelle Oosphresiology

d. Bezugs. d. Geruchsinnes u. der Gerüche zur menschl. Geschlechtstätigkeit.

Von Dr. A. Hagen. 2. Aufl. 05. M. 7. Geb. 8 M.
 Ausführt. Prospekte üb kultur- u. sitten-geschichtl. Werke grat. franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30 Landshuterstr. 2.

Sind Sie

nervös

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unsern Prospekt. Derselbe kostet nichts, kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Vereinigte Chem. Laboratorien
Apoth. JOH. SCHMIDT,
 staatl. approb. Nahrungsmittel-Chemiker
Kötzschenbroda-Dresden.

Von Hamburg nach den Nordseebädern

verkehren vom 1. Mai
bis Ende September die
Post-Schnelldampfer
„Kaiser“, „Cobra“,
„Prinzessin Heinrich“
„Silvana“

**Cuxhaven
Helgoland**

**Sylt
Amrum, Föhr
Lakolka. Röm**

NEU!
Tagesschnelzug.



Abfahrt Hamburg,
St. Pauli Landungs-
brücken werktäglich
800 vormittags
Sonntags 7:30 vormittags

**Norderney
Borkum**

**Juist und
Langeoog**

NEU!
Verbindung . . .

Berlin Lehrter Bahnhof ab 6:20 vorm. Magdeburg Hauptbhf. ab 6:07 vorm. Hannover ab
5:50 vorm. nach Cuxhaven-Nordseebäder. Direkte 45tägige Rückfahrkarten auf allen
grösseren Eisenbahnstationen. Fahrpläne sowie alles nähere durch den
Seebädersdienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg 9, Johannisbollwerk 16
deren Agenten und die grösseren Reisebüros.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Seben erschienen:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Meyer's Grosses Konversations-Lexikon

6. Auflage. 20 Bände. 200 Mk.
Ein unentbehrlich. Nachschlage-
buch des allgemeinen Wissens,
wird komplett und franko gegen
5 Mark Monatsrate geliefert.
Probeholt gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.
Berlin W 35 b, Steglitzerstr. 58.



Fern dem Alltag.

Menschen, die mitten im geschäftigen Treiben
nach tieferer Befriedigung suchen, interessieren
sich für die sehr zeitgemässen Charakter-
schilderungen durch den Psychographologen
P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L. gross-
zügige Charakterbeurteilungen nach ein-
gewandten Schriftstärken. Der Alltags-
graphologie stehen diese künstlerischen Seelen-
Analysen fern. Wegen Honorarbedingungen
und gratis-Prospekt wenden Sie sich direkt
an diese Adresse:
P. Paul Liebe, Schriftsteller Augsburg I.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau. 11.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Brunnens- u. Entziehungskuren.
Für Erholungssuchende. Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirg. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S.W., Bockerastr. 11b.



Vom Weinmarkt
völlig unabhängig!
ist seit Jahrzehnten das Champagnerhaus
Moët & Chandon
durch die Größe u. Bedeutung seines
Weinbergbesitzes.

Die in eigener Bewirtschaftung und
mußergültiger Pflege befindlichen
Weinberge umfassen einen Flächen-
raum von über 3000 preuß. Morgen
in den besten Lagen der Champagne.

Hierdurch ist das Haus
Moët & Chandon
in der Lage, fast durchweg
Eigengewächse

an den Markt zu bringen, welche bei
billigsten Preisen bezüglich Qualität
jeder Concurrenz die Spitze bilden.

Beliebteste Marken:

White Star „sec“ **Brut Impérial** „extra sec“